



Das große SDGs Abenteuerbuch



Für Euch von Tutmonde e. V.

Empfohlen
ab 6 Jahre

Liebe Leserinnen und Leser,

unsere Welt ist bunt, sie sprudelt vor Vielfalt und Diversität. Wo, wenn nicht in unsere Kinderbücher, gehören diese Motive hin. Kinderbücher, die Diversität thematisieren, sollen zeigen, dass wir alle in unserer Unterschiedlichkeit, Teil des großen Ganzen sind. In den Fantasiewelten der Bücher ist es leicht, die Vielfalt als etwas Selbstverständliches darzustellen. Sie sind Spiegel unterschiedlicher Lebenswelten. Buntheit statt grauer Tristesse. Neugier und Lebensfreude statt Abschottung und Klischees.

In der Realität sieht es leider oft noch anders aus. Zum Beispiel beim Alltagsrassismus. Sei es in der Schule oder auch schon im Kindergarten, wo Kinder unterschiedlicher Herkunft zusammenkommen. Rassismuserfahrungen werden unter den Kindern und dem pädagogischen Personal gesammelt. Daher ist es eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe, bereits in Kitas und Horten Rassismus und Diskriminierung zu erkennen, anzusprechen und aktiv gegenzuarbeiten. Denn Kinder sind Personen mit ganz verschiedenen biografischen Hintergründen und eigenständigen Persönlichkeiten. Sie sind sehr wohl in der Lage, die Welt um sie herum zu begreifen und einzuordnen. Und deshalb es ist unsere Verantwortung, ihnen im Rahmen der frühkindlichen Bildung diverse Inhalte anzubieten. Spielerisch, aber bewusst.

Eine kreative Möglichkeit bieten dabei Kinderbücher. Ich bin daher froh, dass sich auf dem Kinderbuchmarkt in unserem Bundesland einiges tut. Das Thema Diversität spielt, originell und spannend erzählt, mittlerweile eine zunehmende Rolle. Das ist ein wichtiger Beitrag zur interkulturellen Öffnung von Kitas und Horten. Klar ist aber auch: Über Jahrhunderte zementierte Ungleichheiten lassen sich auf dem Buchmarkt genauso wenig über Nacht verändern wie in anderen Teilen der Gesellschaft. Und natürlich müssen auch Kinderbücher immer in ihrem historischen Kontext betrachtet werden. Umso wichtiger ist es, dass darüber kindgerecht offen gesprochen wird. Wir alle wollen, dass unsere Kinder frei und selbstbestimmt aufwachsen. Deshalb brauchen wir die Auseinandersetzung mit Rassismus und Diskriminierung auch in Kinderbüchern. Für bunte Kinderzimmer, bunte Kitas und Horte in unserem freiheitlichen und weltoffenen Mecklenburg-Vorpommern.

Viel Spaß beim Lesen und Diskutieren wünscht

Ihre Sozialministerin Stefanie Drese



Liebe Kinder,

schön, dass ihr euch für Geschichten zu den 17 Nachhaltigkeitszielen interessiert!

Doch was sind denn eigentlich die Nachhaltigkeitsziele?

Habt ihr euch schon mal gefragt, wie wir die Welt besser machen können?
Wie wir die Erde heute und in Zukunft vor Schäden schützen? Und was wir tun müssen, damit alle Menschen friedlich und gesund leben können?

Antworten auf diese wichtigen Fragen haben die Vereinten Nationen im Jahr 2015 gefunden und 17 Ziele für Nachhaltige Entwicklung aufgestellt. Diese sollen bis 2030 dafür sorgen, dass sich die Dinge weltweit besser und nachhaltiger entwickeln.

Dieser tolle, umfassende Plan wurde 2015 von fast allen Ländern der Welt unterschrieben. Damit haben diese Länder erklärt, dass sie ihr Bestes tun werden, um diese Ziele zu erreichen.

Die Geschichten in diesem Buch wurden von 10 Mädchen aus ganz verschiedenen Ländern geschrieben, die heute hier in Deutschland leben. Die Mädchen sind selbst erst zwischen 12 und 19 Jahre alt und haben sich spannende Kurzgeschichten ausgedacht, in denen die Nachhaltigkeitsziele ganz konkret bei der Lösung von Problemen helfen.

Viel Spaß beim Lesen und vielleicht seid ihr ja auch dabei, wenn es darum geht, unsere Welt besser, friedlicher und gerechter zu machen!

Eure Anja Schmuck

Migrationsbeauftragte der Hansestadt Stralsund

**Für die kleineren Leser:innen
unter euch gibt es auch noch
diese zwei SDG-Bücher**



Inhalt

Ziel 1: Die gestohlene Straßenmusik, Theresia Michael	4
Ziel 2: Findet den Dieb!, Milana und Dinara Kuantova	9
Ziel 3: Wieder mal unsichtbar, Anna-Clara Kind	13
Ziel 4: Aussicht auf Hoffnung, Theresia Michael	19
Ziel 5: Es reicht!, Ava Shelley Nachtwey, Viktorie Radomerska und Theresia Michael	26
Ziel 6: Die Jagd nach dem Wasser, Ridina und Rawan Alhussain	31
Ziel 7: Kung Fu Schweinebraten, Tina Eichner	36
Ziel 8: Das vergessene Geld, Ridina und Rawan Alhussain	41
Ziel 9: Der Wettlauf gegen den Sturm, Milana und Dinara Kuantova	47
Ziel 10: 1 + 1 = Liebe, Theresia Michael	51
Ziel 11: Wohnungslos für Wohnungen, Klara Michael	57
Ziel 12: Geflickt und zugenäht, Dinara Kuantova	63
Ziel 13: Der rollende Suchtrupp, Tina Eichner	68
Ziel 14: Gefangen im Müll, Ava Shelley Nachtwey	74
Ziel 15: Schlaflos im Stall, Milana und Dinara Kuantova	79
Ziel 16: Weg zum Frieden, Ridina und Rawan Alhussain	84
Ziel 17: Das laute Schweigen, Theresia Michael	90



Die gestohlene Straßenmusik

Theresia Michael

„Ich will nicht aufhören“, rief Lily ihrer Schwester Aadil wütend zu. Aadil runzelte die Stirn. „Wir sind das jetzt schon 100-mal durchgegangen! Wir müssen Geld sparen und das, was wir wirklich am wenigsten brauchen, ist dein Gitarrenunterricht.“ Lily guckte wütend geradeaus. Sie wusste das alles, aber sie hatte doch trotzdem das Recht, wütend darüber zu sein. „Und du wirst deinen Gesangsunterricht nicht vermissen?“, fragte Lily mit allmählich ruhigerer Stimme. Aadils genervter Blick wurde traurig: „Nein, kein bisschen. Ich weiß, dass es das Beste ist.“ Lily musste sich ein Lächeln verkneifen. Aadil versuchte immer, ihre Gefühle zu verstecken, aber sie machte es nicht besonders gut. Lily wusste immer, wie sie sich eigentlich fühlte. Schweigend liefen sie ihren Weg nach Hause weiter. Lily beobachtete die anderen Personen, die an ihr vorbeiliefen. *So viele verschiedene Menschen mit so vielen verschiedenen Problemen.* Während sie darüber nachdachte, erblickte sie eine Frau mit einem Mann, die es sich am Straßenrand gemütlich gemacht hatten und auf ihren Gitarren spielten. Lily blieb stehen. Sie beobachtete, wie Menschen dort hingingen und Geld in den vor ihnen platzierten Gitarrenkoffer warfen. Sie drehte sich zu Aadil um. „Ich habe

eine Idee, wie wir Geld für den Unterricht in der Musikschule bekommen können!“, fing sie aufgeregt an zu reden. Aadil sah sie skeptisch an. „Wir können doch Straßenmusik machen! Du weißt schon ... ich kann Gitarre spielen und du kannst singen. Das passt doch perfekt!“ Lily strahlte von Kopf bis Fuß. Aadil dachte nach. „Das könnte wirklich klappen! Ich glaube, da brauchen wir eine Genehmigung für. Lass uns nochmal nachschauen, eine besorgen und dann kann es losgehen!“

Am Wochenende setzten Lily und Aadil ihr Vorhaben in die Tat um. Die beiden ließen sich an die Stelle nieder, an der sie die Straßenmusiker:innen zuvor entdeckt hatten. Lilys Herz raste, als sie ihre Gitarre auspackte. Sie hatte noch nie vor fremden Menschen gespielt. Sie atmete tief ein und fing an, die ersten Töne zu spielen. Und tatsächlich! Menschen drehten sich zu ihnen um und hörten der Musik zu! Es dauerte nicht lange, bis die ersten Personen zu ihnen kamen und Geld in den Gitarrenkoffer warfen. Lily wurde immer sicherer und langsam machte es ihr sogar richtig Spaß! Immer mehr Menschen gaben ihnen Geld. Lily fühlte sich so gut wie schon lange nicht mehr und auch Aadil, die ihre Gefühle nie so offen zeigen wollte, konnte ihre Freude und den Spaß nicht verbergen.

Fertig mit dem Musizieren, räumten sie langsam alles auf. Lily wollte ihre Tasche hochheben, merkte dabei aber nicht, dass sie noch offen war. So aber fiel alles, was drin war, raus. „Nein, verdammt!“, fluchte sie. Schnell lief Aadil zu Lily rüber, um ihr zu helfen, ohne noch einen Blick auf ihre eigenen Sachen zu werfen. Die beiden waren so beschäftigt, alles wieder in die Tasche zu tun und ein wenig darüber zu streiten, wie das passieren konnte, dass sie gar nicht bemerkten, wie sich eine Gestalt

näherte. Doch dann erblickte Lily einen Schatten auf dem Boden. Schnell drehte sie sich um. Doch es war schon zu spät und alles ging ganz schnell: Eine Person griff sich Aadils Tasche, in der die beiden das neu verdiente Geld verstaut hatten, und lief weg. Lily saß ein paar Sekunden da, nicht wissend, was sie tun sollte, doch dann löste sie sich aus der Starre. Sie sprang auf und lief der Person hinterher. Aadil tat es ihr nach, war jedoch etwas langsamer. „Halt! Das gehört uns!“, rief Lily mit aller Kraft, aber die Person rannte weiter. Doch Lily ließ sich nicht beirren. *So leicht kommst du mir nicht davon!*, dachte sie sich und legte noch einen Zahn zu. Sie hatte die Person schon fast eingeholt, doch dann ertönte ein lautes *Bumm*. Lily erschrak. Hektisch guckte sie um sich, dann sah sie die Ursache für das Geräusch: Aadil lag ein paar Meter hinter ihr gekrümmt auf dem Boden und hielt sich mit beiden Händen ihr blutiges Knie fest. Schnell lief Lily zu ihr. „Alles in Ordnung?!“

„Alles bestens“, antwortete Aadil mürrisch und stand etwas holprig auf. Sie guckte die Passant:innen, die sich vor ihr aufgetürmt hatten, auffordernd an, dass sie gehen sollen. Lily hingegen schaute in die Ferne. Die Person mit ihrem Geld war schon längst weg.

Am nächsten Tag aber saßen die beiden schon wieder an der Stelle und spielten ihre Musik. So schnell ließen sie sich nicht einschüchtern! Sie waren gestern zwar sehr traurig gewesen, hatten dann aber optimistisch beschlossen, dass sie an diesem Tag doch wieder genauso viel Geld verdienen könnten, wie an dem anderen. Beim Spielen sah Lily einen Jungen, der immer wieder zu den Beiden schaute. Das machte sie misstrauisch. Sie beobachtete ihn genau und irgendwas kam ihr an ihm bekannt

vor. *Konnte es sein, dass es die Person von gestern war?* Sie guckte noch genauer hin. Als er bemerkte, dass sie zu ihm hin sah, wollte er sofort gehen, aber Lily konnte nicht zulassen, dass er ihr wieder entwischte. Sie stand auf und drückte der singenden Aadil ihre Gitarre in die Hand. „Pass auf die Sachen auf“, sagte sie schnell und machte sich auf den Weg, den Jungen einzuholen. Noch hatte der Junge nicht bemerkt, dass sie ihm nachlief. Geschickt schlängelte sie sich zwischen den Leuten vorbei. Aber dann. *Verdammt.* Er ging in eine verlassene Gasse. Da konnte sie sich nicht mehr verstecken, aber egal. *Ich bekomme meine Tasche wieder,* dachte sie. Also rannte sie los. Gleich, als der Junge sie sah, versuchte er, so schnell wie er konnte wegzusprinten, aber es war schon zu spät. Lily war ihm weit voraus. Sie packte ihn und krallte sich an seinem Ärmel fest. „Ich will meine Tasche wieder!“, rief sie nur. „Warum hast du sie geklaut!“ Der Junge blieb kurz stehen. Dann gab er endgültig auf. „Weil ich mehr Geld wollte“, sagte er kleinlaut seufzend, „alle aus meiner Klasse lachen mich für meine Klamotten aus, aber meine Eltern können mir keine neuen kaufen ...“ Lily runzelte genervt die Stirn. „Und deswegen klaust du unser Geld? Wir brauchen es doch selber! Nicht nur du willst dir etwas kaufen, was wichtig für dich ist.“ Der Junge zuckte mitgenommen mit seinen Schultern. „Ich bin übrigens Noah“, sagte er nur. Lily atmete tief durch. Langsam beruhigte sie sich wieder. Erschöpft sanken sie beide zu Boden. „Tut mir wirklich leid ...“, sagte Noah schließlich leise. Sie unterhielten sich noch eine Weile, dann beschloss Lily, mit ihm zu Aadil zu gehen. Ihre Schwester saß ungeduldig wartend auf dem Boden, wo Lily sie zurückgelassen hatte. Als sie Noah sah, wurde ihr Gesicht ganz rot vor Wut. Gerade, als Aadil anfangen wollte, Noah anzufahren, fiel ihr Lily ins Wort. Sie erzählte die ganze Geschichte, von der Verfolgung bis zu

dem Punkt, wo sie sagte, dass sie eigentlich gar nicht mehr so wütend war. „Und was jetzt? Kann er uns das Geld wenigstens zurückgeben?“, fragte daraufhin Aadil so trocken wie immer. „Ähm... Das Geld habe ich leider nicht mehr ...“, fing Noah nervös an und Aadils Blick wurde gleich wieder zorniger. „Ich könnte bei euch ein paar Mal umsonst mitmachen! Ich kann nämlich Ukulele spielen!“, sagte Noah noch schnell hoffnungsvoll hinterher, als er sah, wie wütend Aadil war. Die beiden guckten sich erst nachdenklich an. Dann aber nickte Aadil.

Ein halbes Jahr später musizierten sie immer noch zu dritt. Die Musik klang so noch besser und abwechslungsreicher und so hatten auch alle drei eine gute Lösung gefunden, um das bezahlen zu können, was sie wollten.





Findet den Dieb!

Milana und Dinara Kuantova

„Hier ist der perfekte Platz für unser Zelt!“, beschloss Elli und deutete auf eine Lichtung im Wald. Sie war hell und man hörte die Vögel im Hintergrund zwitschern. Die vier Freund:innen Charlie, Elli, Julia und Hassan planten diesen Ausflug schon seit Wochen, weshalb sie sich riesig freuten, dass es endlich so weit war.

Sie fingen sofort mit der Arbeit an. Während Julia und Hassan das Zelt aufbauten, sammelten Elli und Charlie Äste für ein Lagerfeuer. Danach spielten sie in der Nähe ihres Lagers verstecken. Am späten Nachmittag und müde vom vielen Spielen versammelten sie sich alle im Zelt und planten gemeinsam, was sie heute Abend und morgen unternehmen wollten. Heute entschieden sie sich dafür noch ein bisschen zu reden und am Abend dann Stockbrot über dem Lagerfeuer zu grillen.

Sie unterhielten sich eine Zeit lang über alles Mögliche und gerade, als sie dabei waren, sich lustige Geschichten zu erzählen, hörten sie raschelnde Geräusche von draußen, dann ertönte ein Knacken. Es klang, als wäre jemand auf einen Ast getreten. Allerdings waren ja alle vier im Zelt versammelt. Mit geweiteten Augen sahen sie sich an. „Was war das?“, fragte Charlie als erstes

flüsternd. „Wahrscheinlich nur ein Vogel oder so“, antwortete Elli schnell. „Ich finde, wir sollten rausgehen und nachgucken“, meinte Hassan. Die anderen stimmten ihm nickend zu. Vorsichtig öffneten sie den Reißverschluss des Zeltes und blickten alle nacheinander raus. Doch da war nichts. Kein Vogel, nichts. Sie sahen sich verwirrt an, dann bemerkte Julia jedoch recht schnell: „Unser Essen ist weg. Ich bin mir sicher, dass ich den Korb hier hingestellt hatte.“ Sie deutete auf eine Stelle direkt neben dem Zelt. „Vielleicht war es ein Dieb?“, überlegte Hassan. „Wir sollten uns hier in der Nähe umgucken. Wenn es wirklich ein Dieb war, dann kann er nicht weit sein“, schlug Charlie vor. Gemeinsam suchten sie hinter den Bäumen in ihrer Nähe. Auch die meisten Büsche durchsuchten sie gründlich, aber sie fanden nichts.

Irgendwann zog Ellis Magenknurren die Aufmerksamkeit der anderen auf sich. „Ich habe einen Riesenhunger. Ich hoffe, wir finden das Essen schnell“, meinte sie. „Ich bin mir sicher, dass wir es bald finden“, antwortete Julia und legte ihr beruhigend eine Hand auf die Schulter. „Aber es wird bald

dunkel. Ich finde, wir sollten

langsam wieder zum Zelt

zurückgehen, ich müsste

da noch ein paar

Stullen haben“, sagte

Charlie. Alle stimmten

Charlie zu.

„Aber in welcher

Richtung geht

es zurück zum



Zelt?“, fragte Elli. „Da lang!“, sagten die anderen drei im Chor, jedoch zeigten sie in drei verschiedene Richtungen. „Kann es sein, dass wir uns verlaufen haben?“, fragte Charlie. Die vier Freund:innen sahen sich stumm an. „Was machen wir denn jetzt? Wir wissen nicht, wo wir sind und der Dieb ist bestimmt auch schon weg“, bemerkte Hassan besorgt. „Das Wichtigste ist, dass wir alle beieinander bleiben, damit keiner verloren geht. Zusammen können wir das schaffen“, sagte Julia daraufhin. Die anderen drei taten, was sie sagte. Eng beieinander folgten sie einfach einem der vielen Wege, jedoch verliefen sie sich dabei nur noch mehr. Nach einiger Zeit knurrte auch Julias Magen. „Ich habe seit Stunden weder etwas gegessen noch etwas getrunken. Mein Mund fühlt sich so trocken an. Auch die Tage zuvor habe ich nicht viel essen können“, sagte sie. Charlie seufzte: „Ja, ich bin auch sehr hungrig.“ Auch Hassan und Elli erging es ähnlich.

Mit der Zeit wurde es immer dunkler, weshalb es den vier Freund:innen noch schwerer fiel, sich zu orientieren, weil sie in der Finsternis nur ganz schwer etwas erkennen konnten. Nur Umrisse sahen sie. Alle vier waren sehr besorgt. Wenn sie nicht bald den Weg zurück zum Zeltlager finden würden, dann müssten sie die Nacht im düsteren Wald verbringen. Julia war gerade dabei, einen Pilz vom Boden aufzuheben und ihn zu essen, als Elli sie warnte: „Iss den nicht! Es kann sein, dass der giftig ist. Wir kennen uns hier nicht gut genug aus, um einfach irgendwelche Pilze oder Beeren zu essen.“

„Aber ich bin so hungrig“, stöhnte Julia verzweifelt. „Mein Bauch tut so weh!“ Elli warf ihr einen verständnisvollen Blick zu.

„Wir dürfen nicht aufgeben, nach dem Weg zu suchen. Ich bin mir ganz sicher, dass wir zurück finden werden. Wir müssen einfach weitersuchen“, ermutigte Hassan.

Und sie hörten nicht auf, nach dem Zelt Ausschau zu halten, bis Charlie etwas auffiel: „Ich glaube, ich weiß, wo wir gerade sind. Dieses Schild habe ich vorhin auf unserem Weg zur Lichtung gesehen. Ich glaube, wir müssen da lang.“ Charlie deutete auf einen Weg und gemeinsam gingen sie voller Hoffnung los, rannten beinahe. Zu ihrem Glück erblickten sie nach einiger Zeit das Zeltlager. „Ja! Endlich!“, freute sich Hassan. Alle sprangen vor Freude in die Luft und gaben sich High Fives. Sie rannten auf ihr Zelt zu. Kurz bevor sie es erreichten, hörten sie wieder die Geräusche, die sie vorhin gehört hatten. Sie sahen sich kurz an, dann sagte Julia: „Ich glaube, es kam von dort“, sie deutete auf einen der Büsche in der Umgebung. In diesem hatten sie vorhin nicht geschaut – welcher Dieb versteckte sich denn schon unter den vielen Dornen? Die vier Freund:innen zogen los, um nachzugucken. Auf einmal erkannten sie durch das Dunkel ein eher kleineres flauschiges Tier, welches ihre Brotdosen in den Händen hielt. Sie sahen sich alle an und fingen laut an zu lachen. „Der Dieb ist ein Waschbär!“, rief Elli und lachend fingen sie an, die einzelnen Dosen mit dem Essen aufzuheben. Danach gingen sie zurück in das Zelt und kuschelten sich in Decken und breiteten die Snacks zwischen sich auf dem Boden aus.





Wieder mal unsichtbar

Anna-Clara Kind

„Aua“, stöhnte Sarah. Vornübergekrümmt saß sie in der Notaufnahme des kleinen Krankenhauses. Die Zeit wollte einfach nicht vergehen und niemand beachtete sie. Sie wollte doch nur etwas gegen ihre Schmerzen tun. Aber das Wartezimmer war rappellvoll. Überall müde, blasse Gesichter vor kahlen Wänden, von denen die grüne Farbe abblätterte. Eine Frau saß ihr gegenüber, ihre Hand, von einem blutigen Handtuch umwickelt, ruhte auf ihrem Schoß. Ein kleiner Junge weinte in den Armen seiner Eltern. Zwei Stühle weiter saß ein Mann, ungefähr im Alter von Sarahs Opa, und es schien, als hätte er große Schwierigkeiten beim Atmen. Ab und zu eilten ebenso müde Gesichter an Sarah vorbei und riefen Namen auf. Doch es schien, als wäre die Zahl der Kranken so viel größer als die der Ärztinnen und Pfleger, sodass Sarah befürchtete, nie an die Reihe zu kommen. „Mama, wie lange müssen wir noch warten?“, wimmerte die Zehnjährige. „Mir ist total übel ...“ Ihre Mutter streichelte ihr sanft über den Kopf. „Nicht mehr so lange.“ Und wie zu sich selbst: „Das hoffe ich zumindest.“

Schon seit einem Jahr hatte Sarah immer wieder starke Bauchschmerzen, die einfach nicht weggehen wollten. Manch-

mal waren sie so schlimm, dass sie weder stehen noch liegen konnte. Vorhin waren die Krämpfe so stark geworden, dass selbst ihre Hände und Füße angeschwollen sind, weshalb ihre Mutter mit ihr ins Krankenhaus fuhr. Zwei Stunden Fahrt mit dem Bus, vor Schmerzen gekrümmt. Und dann wieder warten. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Sarah war schon in so vielen Arztpraxen gewesen. Sie hatte Angst, dass ihr auch dieses Mal niemand glauben wollte. „Ach, du ernährst dich einfach nicht richtig!“, wurde ihr ganz oft erzählt. Doch Sarah wusste, dass sie sehr gut und sehr gesund aß. Diäten, unterschiedliche Medikamente, mehrere Magen- und Darmspiegelungen und sogar eine Blinddarm-OP hatte sie schon durch – nichts hatte geholfen.

Endlich wurde Sarah aufgerufen. Zum Untersuchungszimmer musste sie mehrere Gänge entlanglaufen und jeder Schritt führte dazu, dass sich ihr Bauch krampfartig zusammenzog. Fast schon neidisch war sie auf den Patienten, der in einem rostigen quietschenden Rollstuhl an ihr vorbeifuhr, als sie endlich den Raum von einem Arzt erreichten.

„Treten sie ruhig ein!“, hörte sie eine Stimme aus dem Raum, der mit altmodisch wirkenden Maschinen ausgestattet war. „Setz dich doch bitte auf diese Liege“, sagte der Arzt. Er zeigte auf ein Gestell aus Metall mit einer dünnen Matratze. Sarah setzte sich zögernd.

„Warum bist du denn hier?“, fragte der Arzt, doch er schaute sie gar nicht an, sondern nur den



Stapel Blätter vor ihm. „Ich habe seit Monaten Bauchschmerzen“, sagte Sarah und wollte ihm ihre Schmerzen genauer erklären, doch er begann schon hektisch ihren Bauch abzutasten. Er hatte auffällig dunkle Augenringe, machte fahrig Bewegungen und konnte nicht aufhören, auf die Uhr zu schauen. Er begann, ihr Fragen zu ihren Bauchschmerzen zu stellen. „Wo genau tut es dir denn weh?“, „Ernährst du dich auch gesund?“ und „Bewegst du dich genug?“ Er stellte ihr Fragen, die ihr bereits alle anderen gestellt hatten, doch ihre Antworten schienen ihn nicht einmal zu interessieren. Auf einmal öffnete sich die Tür zum Arztzimmer. „Herr Doktor? Sie werden so bald wie möglich in Zimmer 4 gebraucht.“

„Ich komme“, sagte der Arzt. Und zu Sarah und ihrer Mutter: „Entschuldigen Sie mich bitte. Ich habe nichts Auffälliges feststellen können. Ich denke, dass es sich um nichts Ernstes handelt. Hat sie Schwierigkeiten in der Schule? Schlechte Noten? Bauchschmerzen kommen häufig von Stress.“ Er machte einen Schritt Richtung Tür und hatte schon die Türklinke in der Hand. „Vielleicht würde Sport weiterhelfen, als Ausgleich.“ Und weg war er. „Sport?“, flüsterte Sarah fassungslos. Sie fühlte sich unsichtbar – mal wieder. Tränen liefen ihre Wangen herunter, doch ihrer Mutter reichte es jetzt endgültig.

„Meine Tochter braucht eine vernünftige Untersuchung!“, schimpfte ihre Mutter wenige Minuten später an der Aufnahme des Krankenhauses. „Der Arzt eben hatte nicht einmal Zeit für ein kurzes Gespräch mit einem kranken Kind! Wir wissen nicht mehr weiter.“ Die Frau hinter dem Tresen schaute die beiden mitleidig an. „Das tut mir wirklich leid“, sagte sie, „unser Krankenhaus ist überlastet. Wir haben zu wenig Personal. Und die, die da sind, sind überarbeitet. An allen Ecken fehlt das Geld für eine bessere Versorgung. Wir versuchen, die Kranken und

Verletzten mit den größten Problemen zuerst zu behandeln. Anders funktioniert es nicht.“ Sarahs Mutter wurde noch wütender. „Und woher wollen Sie bitte wissen, ob meine Tochter kleine oder große Probleme hat? Sie wurde nicht einmal richtig untersucht!“ Während ihre Mutter schimpfend mit den Händen herumschaltete, zog sich Sarah enttäuscht zurück. Konnte ihr denn niemand helfen? Doch aufgeben wollte sie auch nicht. Sie wollte, dass diese Schmerzen endlich aufhörten.

Suchend schleppte Sarah sich die Gänge entlang – vorbei an Krankenzimmern mit sechs Betten dicht an dicht und verwirrten Menschen auf klapprigen Liegen mitten auf dem Flur. Sarahs Hoffnung, hier Hilfe zu finden, wurde immer kleiner. Genau in diesem Moment entdeckte sie eine junge Ärztin, die nicht wie alle anderen auf dem Sprung war. Sie verteilte Wasser an Wartende im Flur und unterhielt sich mit jedem für einen Moment, hörte aufmerksam zu und machte sich Notizen. Egal, welche Person vor ihr war, sie schenkte jedem ein ermutigendes Lächeln und eine sanfte Berührung. Sarah konnte sehen, wie ihr die Leute bestärkt zunickten.

Gerade, als sie einen längst überfälligen Verband eines jungen Mannes gewechselt hatte, fiel ihr Blick auf Sarah und sie kam sofort mit einem Lächeln zu ihr. „Ich bin Doktor Ivanova. Was machst du hier ganz alleine? Kann ich dir vielleicht helfen?“ Sarah gelang es trotz ihrer Schmerzen zurückzulächeln. „Ich bin seit fast einem Jahr krank, aber niemand weiß, warum. Die meisten haben nicht mal Zeit, mich richtig zu untersuchen. Können sie vielleicht ...?“ Doktor Ivanova schaute auf die Uhr. „Ich habe jetzt eine Mittagspause und damit 45 Minuten Zeit für dich. Wenn es dich nicht stört, dass ich ab und zu von meinem Sandwich abbeiße?“ Jetzt lachte Sarah sogar ein wenig. Gemeinsam holten sie ihre Mutter, die sie schon gesucht hatte,

und traten dann in ein Behandlungszimmer. Dort berichtete Sarah ausführlich von ihrer Krankheitsgeschichte und den Symptomen.

Doktor Ivanova fragte genau nach und untersuchte sie äußerst gründlich, dann setzte sie sich an einen Computer, tippte und suchte, klickte und fluchte, weil dieser alte Kasten so langsam war. Doch irgendwann stieß sie ein triumphierendes „Ha! Ich wusste es doch!“ heraus und drehte sich zu Sarah und ihrer Mutter. „Ich habe eine Vermutung. Die Übelkeit und die Schwellungen klingen nach dem Hereditären Angioödem. Das ist ein seltener Gendefekt, bei dem die Aktivierung des Abwehrsystems gestört ist. Sarah, ich würde dir jetzt gerne etwas gegen deine akuten Symptome geben und dann einige Bluttests machen. Ist das in Ordnung?“ Sarah und ihre Mutter nickten. Während sie Blut abnahm, erklärte die Ärztin, warum wohl noch niemand zuvor Sarah darauf untersucht hatte:



„HAE ist ein sehr seltenes Krankheitsbild. Weil die Symptome so vielfältig sind und Bauchschmerzen wegen Zeitmangel häufig standardisiert behandelt werden, bleibt es oft unerkannt. Ich habe in meinem Studium darüber gelesen und eben noch einmal recherchiert. Sarah hat die typischen Symptome dieser Krankheit.“

Zwei Tage später waren die Bluttests zurück und Doktor Ivanova lud zu einem Gespräch in die Klinik ein. Die Ergebnisse bestätigten ihre Vermutung. Sarah litt unter dem Hereditären Angioödem. Zwar war die Krankheit nicht komplett heilbar, aber mit den richtigen Medikamenten konnte man die schlimmsten Symptome abmildern, sodass Sarah bald ein beinahe normales Leben würde führen können. Dr. Ivanova versprach Sarah, dass sie dem Arzt in Sarahs Dorf alle Informationen geben würde, damit sie nicht mehr so oft ins Krankenhaus fahren müsste. Die Augen von Sarah und ihrer Mutter füllten sich mit Tränen. „Doktor Ivanova, dürfen wir Sie umarmen?“, fragte Sarahs Mutter mit einem verlegenen Lächeln. Doch bevor die antworten konnte, hatte Sarah die Ärztin schon längst mit beiden Armen fest umschlungen.



Aussicht auf Hoffnung

Theresia Michael

Ayla schoss mit aller Wucht mit ihrem Fuß einen Stein von sich weg. „So ein Mist!“, schimpfte sie und suchte auf dem Weg noch nach weiteren Steinen, an denen sie ihre Wut auslassen konnte. Ihre Mutter schaute sie streng an: „Wut bringt dich da auch nicht weiter.“ Ayla rollte genervt mit den Augen. *Ich habe jedes Recht auf meinen Zorn*, dachte sie. Noch ein Stein flog.

Ayla und ihre Mutter kamen gerade von dem Empfehlungsgespräch, ob sie auf ein Gymnasium, eine Realschule oder eine Hauptschule gehen sollte. Frau Müller, ihre Klassenlehrerin, war der Meinung gewesen, dass sie nicht für ein Gymnasium geeignet sei, weil ihre Mehrsprachigkeit sie überfordern würde. Ayla konnte ihre Schule nicht leiden. Die haben sie da schon immer komisch angeguckt und anders behandelt. Ayla wurde manchmal schlechter benotet als andere mit der gleichen Leistung, und sie hatte – nicht nur von ihrer Klassenlehrerin – schon viele hasserfüllte oder bemitleidenswerte Blicke gespürt. Ayla konnte beides nicht ausstehen. Die anderen Schüler:innen aus ihrer Klasse waren auch nicht besser. Sie hielt es dort einfach nicht mehr aus. Jeder Tag war schrecklich und es war immer eine Herausforderung für sie, das Schulgelände zu betreten. Sie

konnte dort nicht mehr bleiben. „Aber ich darf doch trotzdem aufs Gymnasium?“, fragte Ayla. Ihre Mutter, deren Blick bis dahin eher kühl und ernst gewesen war, bekam einen traurigen Ausdruck. „Du weißt, dass unsere Situation hier in Deutschland sehr ungewiss ist. Man hat schon wieder ein Abschiebeflugzeug nach Afghanistan gemeldet. Auch wir könnten dieses Mal davon betroffen sein. Wir sind nur geduldet, ein unsicherer Status. Aber ja ..., wenn wir dann noch hier sind, dann kannst du aufs Gymnasium.“ Obwohl Ayla einen Funken Freude über die Tatsache verspürte, dass letztendlich ihre Eltern – und nicht ihre Lehrer:innen – die Entscheidung für oder gegen das Gymnasium treffen konnten, verspürte sie eine derartige Hoffnungslosigkeit, die diesen Funken sofort übermannte. Alle Geflüchteten bekamen einen Status – ein geduldeter Status war der schlechteste. Mit dem konnten sie jederzeit abgeschoben werden. Sie lebten schon seit vier Jahren in dieser Ungewissheit. Vorher hatten sie noch einen anderen Status, der sicherer war, aber nun mussten sie jedes Mal, wenn ein Flugzeug nach Afghanistan gemeldet wurde, Angst haben, zurückgeschickt zu werden.

Später saß Ayla zuhause auf dem kühlen Fensterbrett und starrte in die Dunkelheit. Es war schon Nacht, aber sie war dran mit dem Beobachten. Sie musste aufpassen, ob Polizist:innen kamen, um sie abzuholen und zur Ausreise zu zwingen. Sie schauderte, als sie darüber nachdachte. Sie hatte es schon einmal mit angesehen, als sie noch in der Geflüchtetenunterkunft gewohnt hatten. Sie hatte mitbekommen, wie die Polizist:innen in die Nachbarzimmer gestürmt waren und dann nur noch laute Stimmen und ganz viel Rumgepolter zu hören war. Ihre Eltern hatten immer Angst, dass ihnen das auch passiert. Ayla musste an das Gymnasium denken, sie wollte unbedingt dahin und das

in Deutschland. So schwer es hier auch war die gleichen Chancen wie die deutschen Kinder zu haben, umso schwerer war es in Afghanistan für sie überhaupt auf eine Schule zu kommen, geschweige denn auf eine gute. Das lag daran, dass sie als Mädchen kaum Chancen auf einen Platz hatte. Außerdem konnte sie sich gar nicht mehr an Afghanistan erinnern. Wie sollte ihr Leben dort überhaupt aussehen?



Sie zückte ihr Handy und gab „Schulen gegen Rassismus“ ein. Ayla hatte schon ein paarmal von Schulen gehört, die sich aktiv gegen Diskriminierung einsetzten. Doch bei den ersten Ergebnissen verließ sie fast der Mut – die meisten waren zu weit weg. Doch da, eine Schule ganz in der Nähe wurde angezeigt! Aber dann sah sie die Preise und schluckte. Verdammt. Sowa kann meine Familie sich nicht leisten. Vielleicht kann ich ja aber auch übers Wochenende arbeiten gehen? Sie scrollte weiter runter und ihr Herz machte einen Sprung. Dort stand ein Aufruf von einem Verein, der sich für Geflüchtetenhilfe engagierte

und dass man ihn anschreiben sollte, wenn man Hilfe brauchte. Ohne länger darüber nachzudenken, war Aylas Nachricht an den Verein schon fertig und abgeschickt. Sie hatte über das Empfehlungsgespräch geschrieben und dass sie unbedingt auf eine Schule wollte, an der sie sich nicht mehr so chancenlos und wie eine Außenseiterin fühlen musste. Sie legte ihr Handy wieder weg und starrte weiter in die Dunkelheit. Ayla hoffte einfach so sehr, dass irgendwie alles klappt. Es war schon fast Mitternacht, gleich war ihr kleiner Bruder Baran dran mit der Nachtwache.

Gerade als sie aufstehen wollte, sah sie ein Auto. Sie fuhr zusammen, guckte sich das Auto genau an. Es dauerte, bis Ayla eindeutig erkennen konnte, dass es ein Polizeiauto war. *Ist es wirklich möglich, dass wir abgeschoben werden?* Ein paar Sekunden starrte sie nur auf die näher kommende Polizei und wusste nicht, was sie tun sollte. Dann löste sie sich aus der Starre und sprang vom Fensterbrett. „Sie sind da, sie sind da!“, rief sie mit aller Kraft. Sofort erschienen ihre Eltern. „Schnell, hol deine Tasche!“, sagte ihre Mutter so ruhig sie konnte. Ayla lief gleich in ihr Zimmer, weckte ihren Bruder und holte ihre gepackte Tasche. Die Koffer ihrer Familie standen immer bereit, seitdem sie nur einen „Geduldeten“-Status hatten. Nur das Nötigste war darin, damit sie jederzeit fliehen konnten. Ihre Sachen, die sie am meisten mochte, wie ihr Lieblingsspulli, den sie schon so lange besaß, oder ihr allerliebstes Kuscheltier. Nur wenige Augenblicke später lief die Familie so schnell sie konnte das Treppenhaus hinunter. Aylas Herz raste so schnell wie noch nie. Raus aus der Hintertür, hier konnten sie die Polizist:innen erstmal nicht sehen. Aber es würde sicher nicht lange dauern, bis die Polizei oben bei ihrer Wohnung ankäme und bemerken würde, dass sie nicht da waren. Ayla wurde wütend und auch



übel bei der Vorstellung, dass fremde Menschen in ihr Zuhause eindringen würden. Leider war aber auch ihr Auto auf der vorderen Seite des Hauses – dort, wo der Polizeiwagen stand. „Was machen wir jetzt?“, keuchte Aylas Vater. „Die Fahrräder!“, fiel Ayla ein. Sofort liefen sie los. Ihnen allen zitterten die Hände vor Angst, als sie in der Dunkelheit qualvoll lange an den Fahrradschlössern herumfummelten. Gerade, als sie oben aus ihrer Wohnung Rufe hörten, hatten sie es geschafft und fuhren los. Alle vier wussten, in welche Richtung sie mussten, denn sie hatten nur ein Ziel. Sie fuhren zum Pfarrhaus ganz in der Nähe, dort konnten sie Kirchenasyl bekommen und wenigstens für eine kurze Zeit vor der Abschiebung sicher sein. Je weiter sie von dem Haus wegfuhr, ohne von Blaulicht und Sirenen verfolgt zu werden, desto mehr legte sich Aylas Angst, auch wenn sie jedes Mal zusammenzuckte, wenn ein Auto an ihnen vorbeifuhr. „Gleich sind wir da!“, rief ihre Mutter. Und tatsächlich. Nur noch wenige Meter entfernt lag das Pfarrhaus. Ayla nahm nochmal ihre ganze Kraft zusammen und trat in die Pedale. Nach wenigen Sekunden bogen sie zum Eingang ein, stiegen von den Fahrrädern ab, ließen sie einfach fallen und klingelten an der Tür. Sie waren in Sicherheit. Vorerst.

Es war inzwischen acht Uhr morgens. Im Haus saßen sie alle an einem Tisch. Pfarrer Kowalski hatte ihren Eltern Kaffee gemacht, Ayla und Baran hatten einen Tee bekommen, der unangerührt vor ihnen auf dem Tisch stand. Alle waren still. Pfarrer Kowalski hatte ein paarmal versucht, ein Gespräch anzufangen, das war aber immer nach ein paar Sätzen verklungen. Ayla gefiel diese Stille nicht, aber was sagen wollte sie auch nicht. „Wo ist die Toilette?“, fragte sie. Sie wollte einfach nur raus. Pfarrer Kowalski guckte sie freundlich an. „Im Gang nächste Tür links“. Sie ging sofort los. Sie lief ein bisschen durchs Haus und sah sich um. Es war alles sehr schlicht. Keine Dekoration und auch wenig Persönliches. Ayla fand das gut, sie fühlte sich zwar nicht zu Hause, aber auch nicht ganz fremd. Auf einmal spürte sie etwas in ihrer Jackentasche. *Bzz bzz*. Jemand rief sie an. Sie brauchte etwas Zeit, bis sie die Nummer erkannte. Es war der Verein, dem sie gestern Nacht geschrieben hatte. Sie starrte auf ihr Handy. *Was nützt es jetzt noch, wenn ich rangehe? Die Schule ist nun mein geringstes Problem. Aber egal, zu verlieren habe ich eh nichts mehr ...* Mit diesem Gedanken nahm sie ab. „Hallo?“

„Hallo! Ich bin Alea Lombardi. Du hast uns geschrieben und wir würden dir gerne mit der Schule helfen!“ Normalerweise hätte sich Ayla bei diesen Worten gefreut, aber in diesem Moment, hier, auf diesem Flur eines fremden Hauses dachte sie, dass alles aussichtslos war. Warum sollte sie die Hilfe von diesen Menschen annehmen, wenn sie eh bald nicht mehr hier war? Sie wollte weinen, aber sie konnte nicht, es fühlte sich alles so komisch leer an. „Das wird wohl nicht nötig sein“, sagte sie mit ruhiger Stimme. „Oh, was ist denn los? Gibt es ein Problem? Vielleicht können wir ja helfen!“, antwortete Alea Lombardi. Ayla dachte nach. *Kann ich dieser fremden Frau anvertrauen, in welcher Situation wir stecken? Können die wirklich was erreichen?*

Ayla setzte sich auf den kalten Fußboden, lehnte sich an die Wand des Flures, atmete tief durch und dann erzählte sie alles, was passiert war.

Ein Jahr später: Ayla saß in ihrem Klassenraum und hörte ihrer Deutschlehrerin, Frau Van, zu. Es war ein bunt gestaltetes und helles Zimmer, in dem sie sich wohl fühlte. Oft musste sie bei dem Anblick über alles nachdenken, was geschehen war. Nach dem Telefonat im Flur vom Pfarrhaus hatte der Verein Ayla und ihrer Familie eine gute Anwältin besorgt, dann hatte es einen langen und sehr anstrengenden Prozess gegeben. Erst erschien es aussichtslos, aber dann hatten sie die Presse informiert und über Social Media ging die Geschichte ihrer Familie viral. Das war der Politik und Behörden wahrscheinlich zu viel Druck gewesen und sie und ihre Familie bekamen eine Aufenthaltserlaubnis. Und nun konnte Ayla endlich auf ein Gymnasium gehen, eine Schule, auf der sie größtenteils fair behandelt wurde. Sie hatte gute Freund:innen gefunden und kam auch mit den meisten anderen Schüler:innen gut zurecht. Außerdem war sie nicht mehr die einzige mit Migrationsgeschichte in ihrer Klasse. Die Schule war zwar nicht perfekt, aber Ayla war trotzdem froh, dort zu sein. Sie hoffte einfach nur einen guten Abschluss zu machen und dann tun zu können, was sie selbst wollte und nicht das, was andere ihr sagten. Sie hoffte einfach nur, irgendwann endlich ganz und gar frei zu sein.



Es reicht!

Ava Shelley Nachtwey, Viktorie Radomerska und Theresia Michael

Nach der Schule ist Willow nachmittags bei Thomas vorbeigekommen. Die beiden sitzen nun am Tisch und knuspern ein paar Cracker. Da kommt Thomas' Vater, setzt sich an den Tisch und schlägt die Zeitung auf. Die Mutter, die gerade von der Arbeit gekommen ist, steht nun am Herd und kocht Mittagessen. Sie stellt das warme Essen auf den Tisch und will sich gerade hinsetzen, als plötzlich der Vater trocken sagt: „Du hast die Teller und das Besteck vergessen“. Die Mutter dreht sich um und stellt Teller und Besteck vor dem Vater ab. Willow beobachtet alles und in ihr steigt langsam die Wut auf. *Wieso muss die Mutter eigentlich immer alles machen?!*, denkt sie sich. Der Vater gibt noch einen drauf und sagt: „Und das Wasser hast du auch noch vergessen.“ *Jetzt reicht's!* Willow springt ruckartig auf und alle drei Augenpaare gucken sie erschrocken an. Wütend ballt sie ihre Hände zusammen und sagt: „Ich kann es nicht glauben, wie du deine Frau so einfach rumkommandierst, diese Dinge kannst du auch selbst erledigen!“ Der Mann schaut sie irritiert an: „Aber ich war bis jetzt arbeiten. Das ist dann doch normal, dass meine Ehefrau das macht.“ Willow starrt die Familie nur verwundert an. Sie braucht dringend frische Luft und stürmt

aus dem Haus. Sie schmeißt die Tür hinter sich zu, setzt sich auf ihr Fahrrad und fährt wütend nach Hause. Thomas versucht noch, ihr hinterherzulaufen, jedoch ist er nicht schnell genug.

Sauer strampelt Willow durch die Straßen. Auf einmal hört sie ein Knacken. Sie gerät ins Ungleichgewicht und stürzt. *Mist*, denkt sie sich. Sie rappelt sich wieder auf und guckt sich das auf dem Boden liegende Fahrrad an. Die Kette ist rausgesprungen! Genervt legt sie die Kette wieder um. Willow seufzt, jetzt erst merkt sie, wie ihr Knie blutet und wie schwer es sich anfühlt. Also entscheidet sie sich, nicht nach Hause zu fahren, sondern zu dem Proberaum ihrer Band. Der ist näher und dort hat sie bestimmt noch einen Erste-Hilfe-Koffer rumliegen, den ihre Mutter mal von ihrer Arbeit als Notfallsanitäterin mitgebracht hat.

Vor der alten verlassenen Garage, die sie als einen Bandraum nutzen, sieht Willow schon eine ihrer Freund:innen, Anna, stehen. Als Anna Willow erblickt, winkt sie ihr freundlich zu. Doch Willow hat noch schlechte Laune von dem Besuch bei Thomas und geht geradewegs durch die alte Garagentür, auf der mit rot „the normal nightmare“ draufsteht. „Was ist los?“, fragt Anna und beobachtet Willow, wie sie versucht, den kleinen Erste-Hilfe-Koffer von dem obersten Regalbrett zu nehmen. „Wieso bist du so wütend?“, fügt sie noch hinzu und setzt sich mit Willow auf eine Couch, die sie mal im Sperrmüll gefunden haben. Auch noch ihre anderen Band-Freund:innen Malu, Rahel und Agostina haben sich zu ihnen gesetzt und Willow erzählt ihnen, was an dem Tag passiert ist und wie sehr die Familie sie wütend macht, weil sie so schlecht über Frauen denkt.

„Wir müssen unbedingt was machen! Es reicht mir!“, sagt Malu, nachdem Willow fertig ist. „Wir könnten einen Song schreiben!“, fällt Agostina ein. „Ja! Den könnten wir dann bei

dem Wettbewerb singen!“, wirft nun Rahel ein. Willow ist begeistert. Sie planen schon lange, an dem Wettbewerb teilzunehmen. Dort treten viele Rockbands auf und wer gewinnt, hat eine große Chance darauf, einen Vertrag bei einem guten Plattenlabel zu bekommen. „Das ist eine super Idee! Wir können gleich anfangen! Ich möchte unbedingt über meine Erfahrung eben schreiben“, sagt Willow noch immer etwas wütend, aber auch voller Freude über die Unterstützung ihrer Freund:innen. „Und darüber, wie es auch anders geht. Dass es doch viel schöner wäre, wenn jede frei von allen Urteilen und Ungerechtigkeiten lebt!“, wirft Rahel ein. Die fünf verbringen noch die ganze Nacht in ihrem Bandraum und schreiben an dem perfekten Song. Sie gehen jeden Satz bestimmt sechs Mal durch und diskutieren über jedes Wort.

Dieser Song muss unschlagbar werden!, denkt sich Willow. Dann geht es ans Komponieren. Dort überlegen sie ganz genau, wie sie den Takt gestalten wollen und wo und wie sie die Gitarren- und Klavierparts setzen. Sie probieren alles durch, jede:r an ihren Instrumenten, Intro, Bridge, Refrain – bis sie endlich zufrieden sind.

Die nächsten Tage proben sie ununterbrochen. Es sind schließlich auch nur noch zwei Wochen! Willow sitzt an ihrem Schlagzeug und spielt mit den anderen im Takt. Sie denkt nicht wirklich nach, lässt sich einfach nur treiben und schafft es so auch, den Schmerz in ihrem Knie zu unterdrücken. Aber ein Gedanke kommt ihr dann doch immer mal wieder zwischendurch: *Es ist bestimmt einer der besten Songs, den wir je geschrieben haben!*

Es ist so weit! Der Tag des Auftritts naht. Die fünf Freund:innen haben sich zwei Fahrradanhänger geholt, auf die sie ihre Instrumente laden: eine E-Gitarre, eine Bassgitarre, ein Key-

board und das riesige Schlagzeug. Diese hängen sie dann an ihre Fahrräder. In Rucksäcken verstauen sie ihre anderen Sachen. Zum Glück ist der Zielort nicht so weit weg. Denn alles zusammen ist ganz schön schwer. Die Fahrt dauert etwa zweieinhalb Stunden. Sie kommen ganz schön ins Schwitzen beim Fahren.

Schon von weitem sehen sie eine große laute Menge an Menschen. *Das sind bestimmt hunderte, wenn nicht sogar tausende!*, denkt sich Willow. Wie erstarrt bleibt sie mit ihrem Fahrrad mit dem großen schweren Wagen stehen und bewegt sich nicht vom Fleck. Die Menge ist laut und bunt, manche Leute lachen miteinander, andere wirken ernst und brüllen sehr laut, für welche Band sie sind. Willow weiß gar nicht so recht, wo sie zuerst hinschauen soll und obwohl sie ihr Herz in der Brust schlagen spürt vor Aufregung, fühlt sie sich trotzdem so wohl, wie schon lange nicht mehr. Vor diesen ganzen Menschen werden sie und die anderen ihrer Band spielen! All diese Personen werden hören, was sie zu sagen haben. Endlich hat sie das Gefühl, für etwas kämpfen zu können. Etwas erreichen zu können.

Der Auftritt rückt immer näher und Willow merkt, wie ihr langsam übel wird vor Aufregung. Sie hält ihre Drumsticks fest in der Hand, schaut zu den anderen ihrer Band. *Auch denen scheint es nicht gut zu gehen.* Sie stehen gerade im Backstagebereich und warten auf das Signal, das ihnen sagt, dass sie auf die Bühne gehen sollen. *Was, wenn ich mich verspiele? Was, wenn die Menschen unseren Song nicht mögen?* Ihr rasen tausend Gedanken durch den Kopf. Schnell schüttelt sie sich die Zweifel weg. „Das wird gut!“, flüstert sie den anderen zu. Malu lächelt ihnen ebenfalls aufmunternd zu. „Wir werden gewinnen!“

Dann erklingt das Signal und eine Stimme kündigt „the normal nightmare“ an. Die Bandmitglieder betreten die Bühne und Willow geht zielstrebig zum Schlagzeug. Sie setzt sich

auf einen kleinen Hocker und das erste Mal, seit sie die Bühne betreten haben, schaut sie hoch. Vor dem Podium steht eine riesige Gruppe von Menschen. Sie sieht nicht alle, weil sie von den Scheinwerfern geblendet wird, aber das laute Jubeln verrät, dass dort mindestens hunderte stehen. Willows Magen dreht sich um und sie kriegt noch mehr Angst; Sie spürt, wie ihre Hände anfangen zu zittern. Sie beginnt sogar Angst zu bekommen, dass ihr die Drumsticks beim Spielen deshalb herausfallen. Als sie aber zu ihren Freund:innen schaut, wird sie gleich ruhiger. Rahel lächelt sie vom Mikrofon aus an und nickt. Und Willow weiß genau, was das heißt: Sie hebt ihre Arme in die Luft, schlägt die Drumsticks zusammen und ruft dabei: „Eins! Zwei! Drei!“ Auf drei fangen alle fünf an zu spielen. Die Menschenmenge jubelt noch lauter und viele fangen an zu tanzen, als sie den Takt hören. Die ganze Bühne vibriert unter ihren Füßen und Willow spürt jeden Bass. Sie fühlt, wie eine unglaubliche Freude in ihr emporsteigt. Den Besucher:innen gefällt ihr Song tatsächlich – auch mit der Bedeutung. Nun weiß sie, dass der eigentliche Preis nicht wichtig ist, denn sie haben schon gewonnen, indem sie den Menschen etwas zeigen können, etwas überbringen können. Und das fühlt sich noch besser an als der erste Platz. Obwohl Willow ziemlich überzeugt ist, den zu gewinnen.





Die Jagd nach dem Wasser

Ridina und Rawan Alhussain

Die Sonnenstrahlen auf ihrem Gesicht wecken Talia. Sie blinzelt, fühlt sich wie neu geboren und sieht optimistisch in den neuen Tag – ein Samstag in Damaskus, Syrien. Durstig streckt sie sich nach der Flasche mit einem letzten Rest Wasser von gestern, da fällt ihr Blick auf die Uhr. *Oh nein! Schon halb zehn!*, denkt sie erschrocken, springt aus dem Bett, zieht sich hastig an und rennt in die Küche. Um 9 Uhr hätte sie schon am Wasserhahn sein müssen. Denn zu diesem Zeitpunkt kommt das Wasser für zwei Stunden. Nur zwei Stunden pro Tag, und dann wird allen Leuten in Damaskus für den Rest des Tages das Wasser abgedreht. Durch den Krieg in Syrien ist die Wasserversorgung sehr schwierig und Talia und ihre Familie müssen diese kurze Zeit nutzen, um viele Aufgaben zu erledigen, wie duschen, schmutzige Kleidung waschen, Geschirr spülen und Wasserflaschen füllen, damit sie den Rest des Tages trinken können.

Talia nimmt einen Kanister und öffnet den Wasserhahn. Doch nichts kommt. Nur ein seltsames Geräusch, als ob das Waschbecken Husten hätte und plötzlich kommen ein paar



Spritzer braunes Wasser. Talia reibt sich verwundert die Augen. *Das kann doch nicht wahr sein! Das gab's doch noch nie.* Hektisch dreht sie den Wasserhahn wieder zu und noch einmal auf, aber diesmal kommt nichts, weder frisches noch braunes Wasser.

Talia schreit: „Mama! Mama! Komm schnell!“ Langsam kommt die Mutter mit ihrem Babybruder Ahmad auf dem Arm und ihrer Schwester Banu an der Hand in die Küche. „Tut mir leid, Talia, ich bin so müde. Dein kleiner Bruder ist krank und hat die ganze Nacht in meinem Arm geweint. Was ist los, warum hast du so geschrien?“ Talia antwortet verängstigt: „Unser Wasser ist abgestellt oder kaputt oder sonst was. Wir haben nichts, nicht einen Tropfen.“

Schlagartig ist ihre Mutter hellwach. „Wir können noch Wasser aus dem Wassertank kaufen, der kommt jeden Tag um 10 Uhr für eine halbe Stunde in unsere Straße.“ Talia schaut auf die Uhr. „Mama, der kommt in 10 Minuten! Schnell, gibst du mir das Geld, dann laufe ich mit zwei Kanistern hin?“ Die Augen der Mutter weiten sich vor Schreck, sie läuft auf den Flur und kramt eilig in einer Schublade: „Oh nein, oh nein! Das hab' ich ganz vergessen. Wir haben nicht genug Geld zu Hause. Papa hat alles Bargeld mit auf seine Dienstreise genommen.“

Talia sieht in das angstvolle Gesicht ihrer Mutter und legt ihr die Hand auf den Arm. „Ich habe mein Taschengeld gespart. Ich hol' es schnell.“ Und schon rennt sie in ihr Zimmer. Die kleine Banu schaut zu ihrer Mama: „Ich habe auch Geld. Von meinem Geburtstag.“ Und gleich flitzt auch sie los. Talia zerschlägt ihr Sparschwein. Das Spiel, auf das sie bereits so lange spart, wird noch eine Weile warten müssen. Sie nimmt das Geld und eilt wieder in den Flur. Banu hüpfert dort freudestrahlend umher und reicht ihren kleinen Schatz, die Münzen, stolz ihrer großen Schwester. Da hält Ahmad mit einem Glucksen seinen

Beißring hoch, als würde er sich beteiligen wollen, sabbert dann aber doch lieber weiter darauf rum. Talia und ihre Mutter können nicht anders und müssen lachen. „Jetzt aber schnell. Wie viel kannst du tragen?“, fragt die Mutter und umarmt Talia.

Das Mädchen packt das Geld in die Tasche, schnappt sich zwei 3-Liter-Behälter und läuft so schnell sie kann hinaus. Schon 10 Uhr! Hoffentlich hat sie den Wasserverkäufer nicht verpasst.

Doch der ist nicht in ihrer Straße. Sie rennt durch die engen Gas-

sen, rennt schneller, trotz ihrer Müdigkeit und trotz ihres Durstes und der Hitze. Und sie spürt, wie sie traurig wird und wütend auf dieses Land, das nicht einmal das Einfachste liefern kann – Wasser für die Menschen. Mit Strom ist es dasselbe, sogar noch schlechter. Talia weiß nicht, wie lange das Leben in Syrien so weitergehen wird. Sie will doch nur, dass sie mit ihrer Familie ein normales Leben führen kann. Doch wenn sie in diesen schrecklichen Kriegszeiten eines gelernt haben, dann, wie sie gemeinsam eine Lösung für ihr Problem finden.

„Entschuldigung, Herr Halabi?“, fragt sie einen Nachbarn, nachdem sie 15 Minuten vergeblich ihr Stadtviertel abgesucht hat. „Wissen Sie, wann der Wassertank heute kommt?“ Doch der schüttelt nur den Kopf. „Heute kommt hier gar nichts mehr, der Wagen hatte einen Unfall und ist kaputt. Ersatz kommt erst morgen. Vielleicht.“



Verschwitz und verzweifelt läuft Talia wieder nach Hause. Bereits 10.20 Uhr. Wo sollen sie jetzt nur Wasser herbekommen? Es ist so ein heißer Tag. Sie und ihre Familie brauchen doch unbedingt etwas zu trinken, vor allem ihre Mutter, die das Baby stillt und viel Wasser trinken muss.

Mit Tränen in den Augen erzählt Talia ihrer Mutter, dass heute kein Wassertank kommen würde. Bedrückt schaut sie zu Boden. Sie weiß nicht weiter. Im Gesicht ihrer Mama zeigen sich immer mehr Sorgen, doch Talia merkt, dass sie gar nicht richtig nachdenken kann, denn Ahmad schreit wieder und lässt sich nicht beruhigen. Banu wird jetzt auch nervös: „Mama, Ahmed weint so laut. Ich will raus. Kann ich jetzt zu Namika und Mustafa spielen gehen?“ *Natürlich! Namika und Mustafa, ihre Freund:innen von nebenan!* Warum hat Talia nicht gleich daran gedacht? „Mama, es ist doch möglich, dass das Wasser nur bei uns abgeschnitten ist! Ich bin gleich wieder da. Komm Banu, ich bring dich zu Namika.“ Banu in einem Arm, die beiden leeren Kanister im anderen; Zack, ist sie wieder zur Tür hinaus und die Treppen runter.

Es ist 10.30 Uhr, als Talia im 4. Stock des Nebenhauses mit der Faust an die Wohnungstür ihres besten Freundes hämmert. Mustafa öffnet die Tür, doch noch bevor er Hallo sagen kann, platzt Talia heraus: „Funktioniert bei euch das Wasser?“ Mustafa nickt verwundert. „Ja, wir haben gerade unsere Wasserflaschen gefüllt und ich wollte duschen gehen. Was ist los? Komm erstmal rein, Talia. Du siehst ja völlig fertig aus.“ Banu huscht an den beiden vorbei und ist wenige Sekunden später in ein Spiel mit Mustafas Schwester Namika vertieft. Eilig erzählt Talia Mustafa und seiner Mutter, was passiert ist. Die Mutter gibt ihr erstmal ein großes Glas Wasser zum Trinken und dann beginnt Mustafa sofort, die beiden Kanister zu füllen. Talia

sitzt entkräftet aber erleichtert auf dem Küchenstuhl. Dankbar schaut sie zu, wie Mustafa den zweiten Behälter, gefüllt mit sauberem kühlem Wasser, zuschraubt. „Ihr habt doch sicher noch mehr Kanister oder Flaschen zuhause, Talia? Komm, ich helfe dir, die hier nach Hause zu tragen und dann holen wir noch mehr. Ein paar Minuten haben wir noch.“

Treppe runter, Treppe rauf. Die erste Ladung Wasser wird bei Talias übergelücklicher Mutter abgegeben. Sie schnappen sich so viele leere Flaschen, wie sie tragen können und gehen zurück. Vier Flaschen schaffen Talia und ihr Freund noch aufzufüllen, bevor Punkt 11 Uhr auch bei Mustafa das Wasser abgedreht wird. Das war es für heute.

Verschwitz und erschöpft setzen sich die beiden wenig später in den Schatten des Hinterhofes, mit einer Flasche Wasser, die sie sich teilen. *Wie gut würde jetzt eine kühle Dusche tun*, denkt Talia. Aber das wird bis morgen warten müssen. Bestimmt wird dann das Wasser wieder da sein. Bestimmt.





Kung Fu Schweinebraten

Tina Eichner

Ameran war Erfinderin und liebte ihr Fahrrad über alles.

So kam es dazu, dass sie die alten Räder im Keller bereits zu einem Mixer, einem Ventilator und sogar zu einer Waschmaschine umgebaut hatte, die auch von den Nachbar:innen benutzt wurden. Ihr neuestes Projekt war eigentlich gar nicht so neu, das gab es nämlich schon seit 2007, also seit 14 Jahren. Für das diesjährige Sommerfest in Witzenhausen hatte sie mit ihrer Klasse die Arbeitsgruppe „Elektrische Pedale“ gegründet. Sie wollten den Besucher:innen ein ganz besonderes Erlebnis bieten, ein Fahrradkino. Richtig gehört: Ein Kino betrieben durch Fahrräder, die Energie erzeugen. Im Prinzip war es gar nicht so schwer: Sie brauchten lediglich zehn Fahrräder, zehn Fahrradständer mit einer Art Laufband,



welches den Generator betrieb, Lautsprecher, einen Beamer und eine Leinwand. Seit einigen Monaten hatten sie bereits an dem Kino gebastelt und an jenem Abend war es endlich soweit!

Das Sommerfest war schon in vollem Gange, als die Kinder begannen, das Freiluftkino bei Dämmerung aufzubauen. Zuerst wurde die Leinwand aufgestellt und die Fahrräder anschließend im Halbkreis rechts und links davor positioniert. Danach wurden die Räder mit dem Beamer und den Lautsprechern verkabelt und die Stühle für die Zuschauer:innen aufgestellt. Eigentlich war das gar nicht so aufwendig und so konnten die Besucher:innen bereits eine Stunde später in den ersten Reihen Platz nehmen.

„Du, Lola, welchen Film gucken wir denn eigentlich?“, fragte Ameran ihre beste Freundin. „Hahaa, weißt du das gar nicht, du kleiner Technikfreak?! Wir schauen den Comic ‚Kung Fu Schweinebraten‘.“ *Davon habe ich ja noch nie was gehört*, dachte sie sich und weil Lola ihr ihre Verwirrung wahrscheinlich ansehen konnte, fügte sie noch hinzu: „Das ist ein alter Film, es geht um ein Schweinchen, das aus dem Stall ausbricht, weil es nicht gegessen werden will. Es beherrscht Kampfkunst und will die anderen eingesperrten Schweinchen befreien.“ „Ah cool, von dem hat mir Yayoi mal erzählt, der soll super lustig sein.“

Kurze Zeit später ging es auch schon los. Die Sitzplätze waren schnell vergeben, doch es kamen immer mehr Zuschauer:innen, die das Spektakel stehend verfolgten. Zusammen mit Lola und acht weiteren Kindern hatte Ameran die erste Fahrradschicht. Ein bisschen aufgeregt war sie ja schon. *Hoffentlich funktioniert auch alles.*

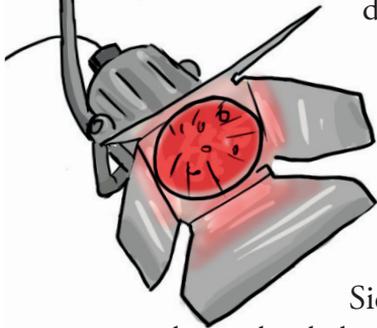
Die Kinder nahmen auf den Rädern Platz und traten in die Pedale. Erst erschien ein Flackern auf der Leinwand, dann ein durchgängiges Licht und kurz darauf erschien der Filmtitel in leuchtenden Buchstaben. Eine poppige schnelle Musik erklang und gab den Kindern noch mehr Motivation, weiter zu strampeln. „Das funktioniert ja prima“, flüsterte Ameran Lola zu, um die Zuschauer:innen nicht zu stören. Sie war mächtig stolz,

das die Kinder genug Strom aus ihrer eigenen Muskelkraft erzeugen konnten, um ein ganzes Kino zu betreiben.

Als sie da so am Strampeln war, kam sie sich vor wie ein Hamster im Laufrad und ihr wurde bewusst, wie viel Energie die alltäglichen Geräte zu Hause ständig verbrauchten.

Sie war gerade noch in diesen Gedanken vertieft, als sie plötzlich einen stechenden Schmerz an ihrer linken Pobacke spürte und kurz darauf an ihrer Schulter. *Was ist denn jetzt los?*, fragte sie sich und suchte nach der Ursache, die schwer auffindig zu machen war im Dunkeln. *Komisch, aber schon vorbei* – dachte sie zumindest. Eine Sekunde später hörte Ameran Lola neben sich: „Auaaaa, mich hat etwas gestochen.“ Im gleichen Moment konnte sie auch schon das verräterische Summen hören – das waren Mücken! Es dauerte nicht lange, bis alle Radler:innen nervös auf ihren Rädern herumhampelten. Mücken lieben Schweiß, weshalb sie es am meisten auf die Fahrer:innen

abgesehen hatten. „Lolaaa“, flüsterte Ameran ihr zu, „wir werden von Mücken attackiert“, woraufhin Lola Ameran beunruhigt anschaute. *Was machen wir denn jetzt? Der Film ist zwar ein voller Erfolg, aber ich will morgen nicht wie ein Streuselkuchen aussehen und mich alle paar Minuten am Popo kratzen.*



Die Zuschauer:innen blieben von den Mücken weitestgehend verschont. Was jedoch bestimmt komisch aussah, war die Tatsache, dass alle Fahrer:innen begannen, mit den Händen in der Luft rumzuwirbeln, um die Moskitos zu vertreiben. Bei manchen sah es tatsächlich aus wie Karate, oder Kung Fu. Bei dem Gedanken musste Ameran schmunzeln. Es folgte ein Stich mitten auf die Stirn und ihre Geduld war am Ende. Hilfesuchend schaute sie die anderen Kinder der Arbeitsgruppe an. „Du Jamilo, kannst du mich mal kurz ablösen? Ich muss etwas gegen die Moskitos unternehmen.“ „Na klar, kein Problem“, antwortete er und hopste auf ihr frei gewordenes Rad.

Ameran musste nicht lange überlegen, um eine Lösung zu finden, denn im Feld- und Gartenunterricht hatten sie verschiedene Mückenfallen ausprobiert. Was sie jetzt schnell brauchte, waren drei bis vier Flaschen, ein Messer, um sie in der Mitte durchzuschneiden, etwas Hefe, lauwarmes Wasser und Rohrzucker.

Also lief sie so schnell wie möglich zur nächsten Gemeinschaftsküche und suchte alle Utensilien zusammen. Bingo, das war ja einfach. Sie halbierte die Flaschen und füllte den unteren Teil mit der Wasser-Hefe-Rohrzucker Mischung, die einen unwiderstehlichen Duft für Mücken erzeugt. Dann setzte sie den oberen Flaschenteil umgekehrt obendrauf, also wie einen Trichter, aus dem die Mücken nicht mehr entkommen können. Fertig war die Mückenfalle.

Nach nur 15 Minuten kehrte Ameran zum Kino zurück und stellte die Dinger zwischen den Fahrer:innen auf, die immer noch merkwürdig mit den Armen ruderten und sich heftig kratzten. „Ameran, konntest du was Brauchbares gegen die Mücken finden?“, fragte Lola hoffnungsvoll. „Japp, ich hab Mückenfallen gebastelt, sie sollten gleich ihre Wirkung zeigen.“

Wenige Sekunden später hatte das Gehampel auf den Rädern endlich ein Ende und die Kinder konnten den Film unbeschwert bis zum Ende gucken. Sie erhielten viel Lob und Anerkennung für ihr Gemeinschaftsprojekt, sogar die Zeitungen hatten am nächsten Tag darüber berichtet. So hieß es: „Wer gestern nicht auf dem Sommerfest war, der hat einige spannende Events verpasst. Neben musikalischen Darbietungen lud die Arbeitsgruppe „Elektrische Pedale“ zum Fahrradkino unter freiem Himmel ein. Der Film „Kung Fu Schweinebraten“ war ein voller Erfolg, nicht zuletzt wegen der Kampfkunst-Performance der fleißigen Radler:innen.“



Das vergessene Geld

Ridina und Rawan Alhussain

Fares betrat das Haus und sah, dass seine Familie immer noch am Tisch wartete, obwohl er zu spät kam. „Entschuldigung fürs Zuspätkommen“, sagte er. „Ich wollte euch eigentlich Bescheid sagen, dass ich zusätzliche Stunden arbeiten musste, aber mein Chef hat so viel Druck bei der Arbeit gemacht, dass ich es nicht geschafft habe.“ Daraufhin antwortete ihm seine Mutter Laila: „Das ist okay. Ich habe mir schon sowas gedacht. Komm, setz dich und fang an zu essen.“

Fares war der Älteste seiner Geschwister. Er war zu jung, um selbst die Verantwortung für die Familie zu übernehmen, aber auch zu alt, um weinend zu seiner Mutter zu gehen und sich zu beklagen. Er wusste, dass sie nichts ändern konnte. Erschöpft saß er am Esstisch und fragte seine Familie, wie die Arbeit war. Seine Schwester Hiba erzählte, wie stressig es im Friseursalon war, da es eine Hochzeit gab. Sein Bruder Maisara berichtete, dass er immer noch kein Gehalt bekommen hat, ihm aber versprochen wurde, dass er es noch kriegen wird. Fares schüttelte mit dem Kopf. „Es ist so ungerecht. Wir arbeiten so hart und sind unglaublich müde. Und dann bekommen wir nicht einmal

das wenige Geld, dass wir dort verdienen. Zum Glück kommen wir bald hier weg!“ Und zu seiner Mutter gewandt fragte er: „Ist das richtig, Mama? Hat Onkel Mohammad dir das Geld geschickt?“ „Ja, aber es sind viele Schulden für uns“, antwortete sie ihm schnell. Fares nickte: „Ich weiß, Mama, aber das ist der einzige Weg zu unserem Zielort. Wie viele Monate brauchen wir noch zu arbeiten, um genug Geld zu haben?“ „Noch ungefähr drei Monate.“ Fares' Mutter hatte ein genaues Auge auf die Finanzen und hielt sie alle dazu an, zu sparen.

Am nächsten Tag fühlte Heba sich krank. Ihre Mutter wollte, dass sie in einer solchen Situation nicht zur Arbeit ging, aber Heba bestand darauf, weil sie keine Probleme bekommen wollte. Fares konnte seine Schwester so nicht sehen. Also beschloss er zumindest, mit ihr bis zu ihrer Arbeit zu gehen. Müde ging Heba neben Fares her. Auf dem Weg kamen sie an demselben Laden mit großen Spiegeln vorbei, an dem sie täglich vorbeiliefen. Und sie sah in den Spiegeln dasselbe alte Kleid und dieselben alten Schuhe, die sie täglich sah. Aber diesmal nahm das Gefühl der Traurigkeit zu. Sie versuchte, auf die andere Straßenseite zu schauen. Dort sah sie einen Vater mit seinen zwei Kindern und sie erinnerte sich an ihren Vater, der im Krieg in Syrien starb, als er Lebensmittel für seine Familie kaufen wollte. Tränen stiegen ihr in die Augen und auf einmal musste Heba mitten auf der Straße anfangen zu weinen. Nicht nur, weil sie ihren Vater mit seinem Lachen, seinen Sorgen, seinem Mitgefühl und seiner Liebe vermisste. Nicht nur, weil sein Tod immer ein Schmerz in ihrem Herzen sein wird. Sie weinte auch wegen ihrer Scham, da sie mit zerrissenen Schuhen und ihrem alten Kleid durch die Straßen ging. Sie weinte, weil sie die Sachen, die sie mochte, nicht kaufen konnte. Sie weinte wegen Armut, Einsamkeit und

Schwäche. Sie weinte wegen des Krieges und ihrer unbekannt-ten Zukunft.

Fares versuchte, den Grund für den Zusammenbruch seiner Schwester herauszufinden, aber sie sprach nicht mit ihm. Also umarmte er sie, bis sie sich beruhigte. Langsam kehrte Heba zur schmerzhaften Realität zurück. Sie sah sich auf der Straße um: Menschen schauten sie an. Behutsam nahm Fares ihre Hand und sie gingen weiter. Fares ließ sie bei der Arbeit, obwohl er befürchtete, dass sie wieder zusammenbrechen würde. Also stand er noch ein wenig draußen und beobachtete sie aus der Ferne durch das Fenster. Als Fares auf die Uhr schaute, erschrak er: Eine Stunde zu spät für seine Arbeit! Schnell begann er zu rennen, da er Angst vor seinem ungerechten Chef hatte. Er schnappte nach Luft und atmete schnell. Endlich kam er am Arbeitsplatz, dem schicken Restaurant, an, holte einmal tief Luft und trat dann ein.

Wütend sah der Chef ihn an. Fares fing an zu stottern: „Es ... Es tut mir leid, aber ich musste ...“ Der Chef ließ ihn seinen Satz nicht beenden und sagte: „Du bist gefeuert. Es besteht kein Grund zur Rechtfertigung. Du weißt, dass du pünktlich sein musst.“ Fares war verzweifelt, hielt aber seinem Blick stand: „Ich verspreche Ihnen, es passiert nicht noch einmal! Bitte!“ Der Chef schüttelte nur den Kopf: „Verschwinde jetzt von hier“, sagte er und drehte sich weg. Obwohl er Angst hatte, brachte Fares den Mut auf, noch eine Frage zu stellen: „Was ist mit meinem Gehalt? Wann bekomme ich es? Sie schulden mir ein Gehalt von vier Monaten!“ Der Chef hatte sich schon von ihm abgewandt: „Welches Gehalt? Du bekommst kein Geld von mir! Jetzt raus hier“, rief er ihm bloß hinterher.

Fares erkannte nun, wie lange er betrogen wurde, woher hätte er das wissen sollen? Er war ein kleines Kind, das die Bosheit

des Erwachsenen nicht kannte. Er wusste, dass der Chef jetzt ein neues Kind brauchte und es auf die gleiche Weise austricksen würde. Fares war verärgert über den Verlust, die vergeudete Zeit der letzten Monate, die seine Familie und ihren Plan weit zurückwerfen würde. Er stand allein auf der Straße. *Was jetzt?*, fragte er sich. Nach Hause konnte er nicht gehen – er wollte nicht aufgeben! Er machte sich sofort auf die Suche nach einem neuen Job.

Er begann jede Fabrik zu betreten, die er sah. Kleiderfabriken, Teppichfabriken, Keksfabriken, Autowerkstätten und Restaurants. Überall fragte er: „Brauchen Sie einen Arbeiter? Ich arbeite sehr hart.“ Doch alle Antworten waren stets: „Nein“ und einige von ihnen sagten: „Hinterlassen Sie uns eine Nummer, um Ihnen Bescheid zu sagen, sobald wir jemanden brauchen.“



Seine Traurigkeit nahm jedes Mal zu. Er beschloss, eine Pause zu machen. Er ging und kaufte eine Flasche Wasser, saß allein in einem Park und trank ein wenig. Er schloss die Augen, die Sonnenstrahlen berührten sein Gesicht. Nachdem er ein wenig durchgeatmet hatte, setzte er enttäuscht und müde seine Suche fort. Er betrat ein Café und stellte die gleiche Frage: „Brauchen Sie hier einen Arbeiter?“ Aber er bekam nur die gleiche Antwort wie vorher.

Als Fares schon wieder auf der Straße stand, entmutigter denn je, kam ihm auf einmal ein Mann hinterhergerannt. Er hatte im Café einen Tee getrunken. Nun hielt er Fares an und fragte ihn: „Brauchst du einen Job?“ „Ja“, sagte Fares. „Komm, setz dich neben mich und sag mir, was du kannst!“, sagte der Mann und deutete auf den Tisch im Café, an dem er eben noch gegessen hatte. „Ich bin aktiv und fleißig, ich habe an mehr als einem Ort gearbeitet, beispielsweise in Fabriken und Restaurants. Ich mache viel. Können Sie mir helfen?“ „Ja, ich kenne jemanden, der dir helfen kann, aber seine Löhne sind niedrig!“, antwortete der Mann und blickte Fares an. Fares, der nun wieder Hoffnung schöpfte, antwortete nur schnell: „Es ist kein Problem. Ich wurde heute gefeuert. Ich habe mein Gehalt von vier Monaten verloren. Wie niedrig der Lohn ist, ist mir egal. Hauptsache, ich bekomme das Geld wieder rein.“ Der Mann runzelte mit der Stirn: „Wie ist das passiert?“, fragte er. Fares überkam gleich wieder die Traurigkeit, als er dem Mann alles erzählte. „Das ist inakzeptabel“, sagte der Mann. „Ich werde dich jetzt zu meinem Freund bringen, um zu sehen, ob du die Arbeit haben kannst.“

Es klappte: Fares würde anfangen, bei einem Barber zu arbeiten. Aber wie der Mann ihn bereits vorgewarnt hatte, war das Gehalt gering. Fares war aufgeregt, arbeiten zu können, aber

der Mann sagte ihm, dass er müde und erschöpft aussah. Also erlaubte ihm der neue Chef, nach Hause zu gehen, um sich auszuruhen und am nächsten Morgen zu beginnen. Fares und sein Helfer verließen gemeinsam den Salon. Der Mann hatte viel über das gestohlene Gehalt von Fares nachgedacht. Also sagte er zu ihm: „Du musst mir deinen alten Arbeitsplatz zeigen. Dir dein Gehalt nicht zu geben, ist verboten, also holen wir es jetzt.“ Fares hatte ein wenig Angst vor seinem alten Chef. Sie kamen im Restaurant an und traten gemeinsam ein. Der Mann fragte: „Wo ist der Manager?“ Eine Person kam von hinten. „Ich bin der Manager, was brauchen Sie?“ Der Mann guckte den Chef streng an: „Dieser Junge hat hier gearbeitet und Sie haben ihn seit vier Monaten nicht bezahlt. Ich besitze eine große Firma hier in der Stadt und kann die Leute dazu bringen, nicht in Ihr Restaurant zu kommen. Also geben Sie ihm sein volles Gehalt, denn ich glaube, Sie möchten nicht, dass Ihr Restaurant keine Kundschaft mehr hat.“

Der Chef ging schnell, nahm das Geld aus dem Tresor und gab es Fares. Überrascht streckte dieser seine Hand aus, um sein Gehalt entgegenzunehmen und gemeinsam verließen sie das Restaurant wieder. Fares dankte seinem

Unterstützer vielmals und wünschte ihm Glück. Dann rannte er voller Hoffnung und Freude nach Hause zu seiner Mutter, um ihr zu sagen, dass sie bald genug Geld für den Weg zu ihrem Ziel haben würden.





Der Wettlauf gegen den Sturm

Milana und Dinara Kuantova

„Ja! Schon wieder gewonnen!“, ruft Mia. Sie liebt es gegen ihren Großvater Karten zu spielen. Er lässt sie nämlich immer gewinnen, um ihr eine Freude zu machen. Mias Eltern arbeiten weit weg und kommen erst spät nach Hause. Deshalb verbringt sie ihre Nachmittage immer mit ihrem Opa, der mit ihnen zusammen in einem Dorf lebt. Sie spielen Spiele, kochen zusammen und er erzählt ihr Geschichten. Heute Nachmittag ist es besonders gemütlich, weil der Regen von draußen gegen die Scheiben prasselt. Aber plötzlich geht es Opa nicht so gut, er fühlt sich schwach, hat Kopfschmerzen und ihm ist schwindelig. Er greift nach seiner Medikamentenschachtel und schüttelt sie, aber sie ist leer. Er hält sich kurz die Hand gegen die Stirn. „Ist bei dir alles in Ordnung, Opa?“, fragt Mia besorgt. „Ja, Liebes. Es geht gleich wieder. Ich muss nur kurz eine neue Packung Medikamente finden“, sagt Opa leise. „Ich helfe dir. Vielleicht finden wir sie zusammen schneller“, antwortet sie und geht in die Küche.

Gemeinsam durchsuchen sie die Schränke, aber sie werden nicht fündig. Auch in Opas Rucksack sind keine mehr. „Komm, Opa, lass uns in die Stadt fahren und dir neue besorgen“, sagt

Mia. Doch ihrem Großvater geht es schlechter und er muss sich hinlegen. So kann er nicht mehr Auto fahren. Nervös überlegt Mia, was sie tun soll. Sie versucht ihre Eltern anzurufen, aber das Mobilfunknetz ist wieder mal so schlecht, dass sie sie nicht erreichen kann. Und das Gewitter, das mittlerweile stärker geworden ist, hat das gesamte Festnetz lahmgelegt. Mia rennt zu den einzigen Nachbar:innen in Reichweite, klingelt, aber auch sie sind nicht zu Hause. Sie läuft zurück und überlegt dabei verzweifelt, wie sie ihrem Großvater helfen kann. Es gibt keine Apotheke im nächsten Dorf und der letzte Bus in die Stadt ist bereits abgefahren. Die einzige Möglichkeit, die ihr einfällt, ist selbst mit dem Fahrrad in die Stadt zu fahren und die Medikamente zu besorgen. Bei diesem Vorschlag ist Opa sofort dagegen, „Das ist doch viel zu gefährlich bei diesem Wetter“, meint er. „Aber uns bleibt nichts anderes übrig“, antwortet Mia. Darauf kann Opa nicht widersprechen, weil ihm



wieder schwindelig wird. Schließlich nickt er und meint: „Aber pass gut auf dich auf!“ Mia nickt heftig und nimmt sich seinen Geldbeutel und die leere Medikamentenschachtel.

Als Mia die Garage öffnen will, um ihr Fahrrad zu holen, hält sie inne. *Was, wenn ich mich verfare und den Weg nicht finde? Was, wenn ich zu lange brauche und Opa in dieser Zeit was passiert?* All diese Fragen schwirren ihr durch den Kopf, aber sie weiß, dass sie keine andere Möglichkeit hat. Mia schwingt sich auf ihr Fahrrad und radelt los. Sie versucht sich an ihren Schulweg, den sie normalerweise mit dem Schulbus zurücklegt, zu erinnern.

Nach einer halben Stunde erreicht sie völlig durchnässt vom Regen das Ortsschild. Mia fragt sich, wie sie jetzt schnellstmöglich zu einer Apotheke gelangt. Ein Stadtplan ist nicht in Sicht und bei dem Regen ist auch niemand unterwegs, den sie nach dem Weg fragen kann. Also fährt sie erst mal in Richtung Stadtzentrum weiter, hat kurz darauf Glück und sieht eine Frau. Blitzschnell ist Mia neben ihr. „Entschuldigen Sie bitte, können Sie mir helfen? Wo finde ich die nächste Apotheke?“ Die Frau lächelt sie an. „Ach, das ist gar nicht mehr weit von hier. Du musst nur am Ende der Straße nach links abbiegen und nach ein paar Metern ist sie auf der rechten Seite.“ Mia bedankt sich und macht sich auf den Weg.

Nach wenigen Minuten erreicht sie die Apotheke und stürmt zum Verkaufstresen. „Guten Tag, wie kann ich dir weiterhelfen?“, fragt die Apothekerin. Sofort zieht sie den Geldbeutel und die Medikamentenschachtel aus ihrem Rucksack und legt die Schachtel auf den Tresen. „Eine Packung davon bitte, schnell!“ Die Apothekerin antwortet: „So einfach geht das nicht. Hast du

ein Rezept dabei?“ Mia reißt die Augen auf und schüttelt den Kopf. „Dann kann ich dir das Medikament nicht mitgeben. Tut mir leid.“

Mia starrt sie fassungslos an. *Das kann doch nicht umsonst gewesen sein! War der ganze Weg umsonst? Und was wird aus Opa?* „Es ist ein Notfall!“, ruft sie und erzählt ihr die ganze Geschichte im Schnelldurchlauf. „Du hast nicht zufällig die Krankenkarte deines Opas dabei?“, fragt die Apothekerin. Hektisch wühlt Mia im Geldbeutel, und findet sie tatsächlich. Wenige Minuten später ist die Karte kopiert und die Apothekerin gibt Mia ihre Visitenkarte. „Dein Großvater soll das Rezept so schnell wie möglich bei uns abgeben. Und falls so etwas nochmal vorkommen sollte, könnt ihr ganz einfach beim Notdienst der Apotheke anrufen.“

SO ETWAS WÜRDEN NICHT VORKOMMEN: WENN WIR EIN VERNÜNFTIGES TELEFONNETZ IN UNSEREM DORF HÄTTEN!, denkt Mia und verabschiedet sich.

Sie beeilt sich, damit Opa schnellstmöglich seine Medikamente bekommt. Der Regen ist ihr mittlerweile egal. Nach fast 45 Minuten erreicht sie erschöpft das Haus und läuft sofort zu Opa ins Wohnzimmer. Stolz hält sie ihm die Schachtel hin und bringt ihm ein Glas Wasser. „Danke Mia, du bist meine Rettung!“, sagt Opa. Erst jetzt bemerkt er, wie durchnässt ihre Klamotten sind. „Du bist ja ganz nass. Zieh dich schnell um. Ich mache dir einen warmen Kakao“, meint Opa und geht in die Küche. Eine Stunde später sitzen sie wieder am Tisch und können ihr Kartenspiel fortsetzen.



1 + 1 = Liebe

Theresia Michael

Dinnng Donnng, ertönte es laut. Enni trennte sich von ihren Freund:innen Isa und Fawad und ging weiter nach hinten zu ihrem Platz. „Bitte alle hinsetzen!“ Die Lehrerin, Frau Rossi, wartete schon ungeduldig bei der Tafel. „Bevor wir anfangen“, sagte sie, „möchte ich euch noch eure neue Mitschülerin Maya vorstellen.“ Jetzt bemerkte Enni erst das Mädchen, das ganz vorne in der Ecke stand und nervös lächelte. „Sie ist erst vor kurzem hierhergezogen und freut sich schon darauf, euch und diese Schule kennenzulernen ...“ Frau Rossi sprach weiter, aber Enni hörte ihr nicht mehr zu. Maya sieht nett aus, dachte sie. „... du kannst dich erstmal zu Enni setzen, ihr Sitznachbar ist heute nicht da.“ Enni sah, wie sich Mayas Hände an ihrem Rucksack festkrallten. Enni lächelte Maya aufmunternd an und winkte sie zu sich. Frau Rossi wartete nicht lang und begann gleich mit dem Unterricht. Enni vernahm überall ein lautes Seufzen – wie jedes Mal. „Ich hasse Mathe“, hörte sie mehrere Stimmen murmeln. Enni runzelte die Stirn. Das verstand sie nicht. Sie mochte Mathe, es machte ihr Spaß und es fiel ihr leicht. Es war wie Knobelaufgaben lösen. „Magst du Mathe?“, fragte sie Maya, die sich inzwischen nicht mehr an ihrer Tasche, sondern

an ihrem Füller festhielt und starr nach vorne guckte. „Naja, ich kann es nicht so gut“, antwortete sie etwas zögerlich und drehte sich zu ihr. Dann lächelte sie. „Irgendwie fühlt es sich so an, als würden die Zahlen immer durcheinander purzeln und dann vor mir weglaufen, sobald ich in ihre Nähe komme.“ Enni sah sie erstaunt an und lachte. „Vielleicht haben die Zahlen Angst, dass du sie nicht magst?“ Maya wurde rot und lächelte zurück. „Ach, ich weiß nicht, wie ist es denn für dich?“ Enni spürte, wie auch ihr das Rot ins Gesicht stieg. „Bei mir ist es eher so, als würden die Zahlen extra ein schönes Muster für mich bilden, in dem alles symmetrisch ist und Sinn ergibt. Also – falls du vielleicht Hilfe brauchst?“ Maya guckte sie ganz erstaunt an. „Ähm, jaa gerne – Könntest du mir erklären, wie ich diese Aufgabe rechnen soll?“ Den Rest der Stunde verbrachte Enni damit, Maya zu helfen und es machte ihr sogar Spaß. Sonst fand sie es ziemlich nervig, anderen immer alles erklären zu müssen, wenn sie nichts verstanden.

Später in der Hofpause ging Enni wieder zu ihren Freund:innen Isa und Fawad. Die beiden sahen sie schon mit einem breiten Grinsen an und traten von einem Fuß auf den anderen. „Ist was passiert?“, fragte Enni sie. „Tobias hat gesagt, dass er dich mag!“, platzte es aus Fawad heraus. Isa und er guckten sie erwartungsvoll an. Enni hob irritiert die Arme. „Viele Menschen mögen mich ...“ Isa schüttelte heftig den Kopf „Neiinn, nicht dieses Mögen! Wir meinen damit, dass er dich mehr mag als die anderen!“ Jetzt verstand Enni: „Ihr meint, er steht auf mich?“ „Jaaaa“, riefen sie jetzt beide. Doch Enni war davon wenig beeindruckt. Natürlich mochte sie Tobias, aber eben nicht so. Fawad und Isa schienen sich etwas mehr Begeisterung von ihrer Freundin erhofft zu haben. Ihr Grinsen wurde immer kleiner, doch sie gaben nicht auf. „Tobias ist so nett und cool, er

ist bestimmt ein richtig guter Freund“, schwärmte Isa. „Jaaa, ihr würdet wirklich gut zusammenpassen, er mag doch schließlich auch Mathe und so!“, fing auch Fawad an. Enni war sich nicht sicher. Vielleicht mochte sie ihn ja doch, aber wusste es nur noch nicht. Aber irgendwie fühlte sich das nicht richtig an. „Ich weiß nicht ...“, antwortete Enni zögernd. „Also ich finde, dass du ihn fragen solltest, ob ihr zusammen sein wollt“, versuchte Fawad sie zu überzeugen. Enni wusste nicht mehr, was sie darauf antworten sollte. Besser schnell das Thema wechseln: „Das neue Mädchen Maya ist wirklich nett.“ Isa und Fawad schauten entgeistert über den Themawechsel, aber ließen sich letztendlich darauf ein. „Ja, sie scheint ganz cool zu sein“, entgegnete Isa. Während sie sich weiter unterhielten, musste Enni immerzu an Maya denken. Mathe mit ihr war wirklich schön. Sie konnte kaum die nächste Stunde erwarten.

Doch daraus wurde nichts. Ennis Sitznachbar Mo war von seinem Zahnarzt:innetermin zurückgekommen. Enni wunderte sich ein bisschen, wie sehr sie das wurmte und wie sehr sie sich später freute, Maya am Schultor zu sehen, als sie nach dem Unterrichtsende nach Hause gehen wollte. Ohne viel darüber nachzudenken, ging Enni zu ihr rüber. „Hey, warte mal“, rief sie Maya zu. „Oh Hi!“, Maya strahlte. „Ich wollte gerade nach Hause gehen.“

„Wo wohnst du denn?“, fragte Enni. „In der Franzstraße.“ Enni freute sich. „Das ist auch meine Richtung, wir können ja zusammen gehen, wenn du magst“, erwiderte sie. Maya nickte grinsend. „Ja gerne, das wäre schön!“ Selten hatte Enni so wenig wahrgenommen, was um sie herum passierte, wie



auf diesem Nachhauseweg. Maya erzählte viel über ihr altes Zuhause und Enni verriet Maya alles, was sie über diese Stadt wusste. Was Enni ihr aber nicht erzählte, war das mit Tobias, obwohl sie sehr oft darüber nachdachte. Aber irgendwie konnte sie nicht. Irgendwie wollte sie nicht, dass Maya es erfährt und vor allem nicht, dass Maya wusste, dass Enni sich nicht sicher war, ob sie Tobias auch mochte.

Den restlichen Tag konnte sie nicht aufhören, über Maya und Tobias nachzudenken. Es war komisch, bei Maya fühlte sie sich anders, so wie sie sich noch nie bei jemandem gefühlt hatte. *Anscheinend ist sie eine wirklich gute Freundin für mich*, dachte sie sich, obwohl sie sie erst so kurz kannte. Und Tobias? Sie wusste einfach nicht, ob sie ihn auch so mochte, wie er sie. Allerdings hatte sie noch keinen Freund gehabt. Fast alle Mädchen in ihrer Klasse hatten schon mal einen gehabt. Würden die anderen sie noch mögen, wenn sie nie einen Freund bekam? Und schließlich hatten Fawad und Isa ja Recht: Tobias war nett und cool und echt gut in Mathe, also würde es theoretisch schon passen. Da musste sie wieder an die letzte Mathestunde denken. Bei diesem Gedanken fühlte sich Enni gleich glücklicher. Ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus und ihr Bauch fing an zu kribbeln. Was war das? Warum fühlte sie sich so komisch? Enni schluckte ihre Verwirrung hinunter und beschloss, Tobias zu fragen, ob sie was zusammen machen wollen.

Am nächsten Tag ging Enni vor Unterrichtsbeginn zu Tobias Platz. „Hi Tobias“, sagte sie etwas trocken. Er wurde gleich ganz rot im Gesicht. „Ähm ..., hi Enni.“ Enni zögerte ein bisschen: „Ich wollte dich fragen, ob wir heute nach der Schule etwas machen wollen?“ Tobias Gesicht wurde immer röter. „Jaa, gerne“, antwortete er überrascht, „wir können nach der Schule zu mir gehen. Ähm, also wenn du willst natürlich.“ Das fand Enni

ganz in Ordnung. „Okay, bis nachher.“ Sie zuckte kurz mit den Schultern und ging wieder zu ihrem Platz, wo schon Fawad und Isa grinsend auf sie warteten. Währenddessen sah sie, wie Maya in den Klassenraum kam. Sofort fing ihr Bauch wieder an zu kribbeln. Was war das bloß? War sie vielleicht krank? Sie nahm ihren Stift in die Hand und versuchte, sich auf den Unterricht zu konzentrieren.

Nach der Schule gingen Tobias und Enni wie abgesprochen zusammen zu ihm. Auf dem Hinweg redeten sie viel über die Schule. „Mathe ist mein Lieblingsfach!“, sagte Tobias. „Ich weiß“, antwortete Enni ohne weiter darauf einzugehen und beobachtete die Menschen, die ihnen auf dem Fußgängerweg entgegenkamen. „Ich finde es immer richtig nervig, wenn alle wollen, dass ich denen alles erkläre“, versuchte es Tobias weiter. Da wurde Enni etwas aufmerksamer. „Ich weiß, was du meinst! Ich weiß einfach nicht, wie sie diese ganzen Themen nicht verstehen können!“ Enni grinste Tobias an. Vielleicht hatten Fawad und Isa ja Recht und Enni und Tobias passten wirklich gut zusammen? Sie verstanden sich gut und er war wirklich nett. *Aber war das jetzt wirklich Verliebtheit?* So viele Menschen redeten darüber. So viele Filme, Serien und Bücher handelten davon. Dabei fühlte sich das hier gar nicht so besonders an. Nett, ja, aber mehr nicht. Enni war enttäuscht. Sie fühlte sich seltsam, konnte ihr Gedanken- und Gefühlswirrwarr nicht ordnen. Sie versuchte, an etwas anderes zu denken und hatte, ohne es zu wollen, gleich wieder Maya vor Augen. *Nein, du bist jetzt hier mit Tobias*, sagte Enni zu sich selbst, schüttelte sich die anderen Gedanken aus dem Kopf und wandte sich lächelnd Tobias zu, der ihr gerade irgendwas von einer Sängerin erzählte. „Ah ja, interessant“, sagte sie betont aufmerksam und zwang sich, ihm zuzuhören. Das konnte doch nicht so schwer sein. War es aber.

Als hätte sie einen Knoten im Bauch. Enni befühlte ihre Stirn. Sicher war sie einfach nur krank.

Als die beiden bei Tobias ankamen, machten zwei sympathische Frauen die Tür auf. Tobias und Enni unterhielten sich noch mit ihnen, gingen dann aber in Tobias' Zimmer. „Wo ist denn dein Vater?“, fragte Enni. „Mein Vater wohnt nicht hier“, antwortete er. „Ach so, das tut mir leid“, antwortete Enni bestürzt. Tobias zuckte mit den Schultern „Alles gut, ich finde das nicht schlimm. Das ist ja schon immer so. Wir verstehen uns gut und sehen uns ab und zu, aber leben tue ich nun mal mit meinen Mamas.“ Enni riss die Augen auf: „Deine Mamas?“

„Ja, meine Mamas. Die hast du doch gerade kennengelernt.“ Tobias lachte. „Ich dachte, dass eine von denen vielleicht deine Tante ist oder eine Freundin.“ Enni kratzte sich am Kopf. *Zwei Mamas, wie soll das denn gehen? Sie können sich ja schließlich nicht lieben ... Oder etwa doch?* Sie guckte sich Tobias an, der ihr gerade wieder irgendwas erzählte. Liebe konnte das zwischen den beiden nun wirklich nicht sein. Dann sah sie ein Foto von Tobias und seinen Müttern an der Wand hängen. *Sie schauen sich ja wirklich wie zwei Verliebte in die Augen*, dachte sie sich. „Ist alles in Ordnung?“, riss Tobias sie aus ihren Gedanken. Sie wandte sich von der Wand ab und antwortete nur: „Ja, alles bestens.“ Das meinte sie ganz ehrlich. Denn es ging ihr gut, sogar mehr als das. Langsam ordnete sich in ihrem Kopf alles. Jetzt verstand sie, warum so viele Menschen über dieses Gefühl Filme machen und Bücher schreiben. Denn ihr Bauch hatte nämlich nicht jedes Mal, als sie an Maya dachte, gekribbelt, weil sie krank war, sondern, weil sie verliebt war. Sie war in Maya verliebt.





Wohnungslos für Wohnungen

Klara Michael

Gut gelaunt gehen Ria und Farra von der Schule nach Hause. Es ist Freitag – das Wochenende naht – und noch dazu ein sonniger Nachmittag. Die beiden beraten angeregt darüber, wie sie den freien Tag morgen verbringen sollen. „Vielleicht sollten wir mit dem Fahrrad-“ beginnt Farra, doch bricht plötzlich mitten im Satz ab.

Vor ihnen auf dem Weg steht ein in löchrige Sachen gekleideter Mann und guckt in einen Mülleimer. Kurz greift er hinein und fördert eine Plastikflasche zutage, die er in eine Tüte steckt. Der Mann schaut kurz zu den Kindern auf, wirft ihnen einen müden Blick zu und geht dann auf die andere Straßenseite. Ein struppiger, braun-weißer Mischlingshund zottelt ihm schwanzwedelnd hinterher.

Farra und Ria gehen schweigend weiter. Ihre gute Laune ist auf einmal wie weggeblasen. Nach einer Weile sagt Farra: „Weißt du, Ria, ich frage mich, warum müssen in Deutschland überhaupt Menschen auf der Straße leben?“

Dann kommt Ria eine Idee: „Warum fragen wir ihn nicht einfach?“ Farra guckt zunächst etwas zweifelnd. Doch dann sagt sie lächelnd: „Warum nicht?“ Die beiden gehen zurück,

um den Flaschensammler zu fragen, warum er auf der Straße lebt. „Vielleicht sollte ich mich erst einmal vorstellen“, antwortet der Mann etwas verduzt über die direkte Frage. Aber er ist auch froh, dass ihn die beiden überhaupt ansprechen und nicht wie einige andere so tun, als wäre er nicht da. „Ich heiße Leron“, er stellt die Tüte mit den Plastikflaschen ab und beginnt, den beiden seine Geschichte zu erzählen: „Vor ‘nem Jahr hab‘ ich meinen Job verloren. Auf einmal konnte ich die Miete nicht mehr zahlen. Ich hatte Angst, wurde sehr niedergeschlagen und war wie gelähmt, ich hatte sogar Angst davor, meine Briefe aufzumachen, weil ich die schlechten Nachrichten nicht sehen wollte. Irgendwann hat mich mein Vermieter dann einfach rausgeschmissen. Ich hätte nicht gedacht, dass es so schnell gehen könnte.“



„Aber warum suchst du dir nicht einfach eine neue Wohnung?“, fragt Farra.

„Macht ihr Witze? Es gibt ja selbst für Leute mit Arbeit kaum bezahlbare Wohnungen. Und welche Vermieter:innen nehmen schon einen Obdachlosen auf!“

Die Kinder schauen ihn traurig an. „Das ist voll ungerecht! Dabei stehen so viele Wohnungen leer!“, ruft Farra aufgebracht. Sie muss an das Haus gegenüber ihrer Wohnung denken, aus dem vor zwei Jahren die letzte Mieterin ausgezogen ist, ohne dass seitdem etwas passiert ist. Sie unterhalten sich noch eine Weile mit Leron über sein Leben auf der Straße, über die ständige Gefahr von seinem Schlafplatz vertrieben oder beklaut zu werden, und darüber, wie schwer es ist, Geld mit Flaschensammeln zusammenzukriegen. Aber sie unterhalten sich auch über sein früheres Leben, als er noch einen Job und einen Partner hatte. „Wenn ich wenigstens eine Wohnung hätte, könnte ich meine Zeit damit verbringen mein Leben aufzubauen, und wäre nicht ständig damit beschäftigt nach Essen und einen Schlafplatz zu suchen!“, seufzt Leron.

Am nächsten Tag fahren Ria und Farra mit ihren Freund:innen Alex und Sascha zum Strand. Sofort erzählen die beiden von ihrer gestrigen Begegnung mit Leron. „Wir sind uns doch alle einig, dass wir Leron helfen müssen, oder?“, fragt Sascha in die Gruppe. „Ja, aber nicht nur ihm! Es geht doch auch noch vielen anderen Menschen genauso!“, sagt Ria. „Ich habe letztes im Fernsehen gesehen, wie manche Schüler:innen, anstatt zur Schule zu gehen, Demonstrationen organisieren, um ein Zeichen zu setzen. Wir können doch so etwas Ähnliches machen“, schlägt Farra vor. „Aber das sollten wir mit Leron absprechen.“

Am Abend treffen sich die Kinder wieder mit Leron und erzählen ihm von ihrer Idee. Gemeinsam beratschlagen sie. „Eine

Demo mit sechs Leuten? Das würde doch nichts bringen!“, zweifelt Ria. Die anderen stimmen zu. „Eigentlich müsste ich mein Zelt vor dem Rathaus aufschlagen, dann könnten mich die Politiker:innen nicht mehr ignorieren!“, wirft Leron ein.

„Super Idee“, ruft Farra, „Und wir bauen unser Zelt daneben auf. Dann wird es ein richtiges Camp. Wir bleiben so lange, bis du und die anderen obdachlosen Menschen eine Wohnung haben.“ Auch die anderen sind begeistert von der Idee. Am Montag gehen die vier Kinder direkt nach der Schule mit Leron zum Marktplatz. Die Zelte sind schnell aufgebaut, aber bis auf ein paar merkwürdige Blicke von Passant:innen passiert erst einmal nichts. Farra ist gerade dabei „Wohnungen für Alle“ auf ein Schild zu malen, als zwei Polizist:innen auf sie zukommen. „Campen vor dem Rathaus ist verboten. Wir müssen euch bitten, das Zelt abzubauen und zu gehen“, sagt einer streng,

doch die Kinder und Leron

bleiben, wo sie sind. „Das ist ein Protestcamp! Wir bleiben hier, bis es Wohnungen für alle in dieser Stadt gibt! So viele Menschen haben kein Zuhause, obwohl so viele Gebäude leer stehen!“, ruft Farra. Die Polizist:innen werfen sich ratlose Blicke zu. Offenbar haben Sie wenig Lust, am helllichten Tag ein paar Kinder und einen obdachlosen Menschen vom Rathausplatz zu zerren.



„Na schön, ihr könnt bis morgen bleiben. Danach aber müsst ihr gehen und euch einen anderen Platz suchen.“ Farra und die anderen können es kaum glauben. Die Polizist:innen ziehen wieder ab. „Mehr als eine Nacht halten die drei sowieso nicht durch“, hört Ria einen der Polizist:innen noch im Weggehen sagen.

Nach diesem Vorfall kommen immer mehr Menschen, um Fragen zu stellen. Einige finden die Idee sogar so gut, dass sie ihr eigenes Zelt holen und sich dem Camp anschließen. Eine:der Neuankömmlinge hat sogar eine Gitarre mitgebracht. Als dann alle zusammen Lieder singen, wirkt es fast ein wenig wie ein Campingurlaub.

Am nächsten Morgen kommen die Polizist:innen wieder, um die Zelte wegzuräumen. Doch mit Erstaunen müssen sie feststellen, dass auf einmal fünf Zelte dort stehen. Und statt der vier Kinder und einem Obdachlosen sitzen auf einmal zwanzig Menschen auf dem Rathausplatz. „Wir bleiben hier!“, ruft Farra trotzig. Die Polizist:innen sind abermals unvorbereitet. Wie sollen sie die ganzen Menschen vom Platz kriegen? Die Tage vergehen und immer mehr Menschen schließen sich an. Manche sind Freund:innen der Kinder, aber auch einige der Eltern machen mit. Manche haben durch die Medien von der Aktion mitbekommen und manche haben sich spontan angeschlossen. Nur die Forderung, Leron und alle anderen obdachlosen Menschen der Stadt mit Wohnungen zu versorgen, bleibt unerfüllt.

Am dritten Tag schnippelt Ria mit Leron gerade etwas Gemüse für das Mittagessen, was sie in einem großen, mit einem Gaskocher befeuerten Topf kochen und dann an alle Campbewohner:innen und Passant:innen verteilen. „Was meinst du, wie lange können wir hier noch bleiben“, fragt Ria zweifelnd.

Sie muss ständig an die Schule denken, die sie verpasst, und an die Polizist:innen, die bei ihren Besuchen immer argwöhnischer gucken. „Wir werden sehen“, antwortet Leron nachdenklich.

Doch am nächsten Morgen erscheint die Bürgermeisterin vor dem Camp. Schlagartig halten alle Campbewohner:innen inne und schauen gespannt auf das, was jetzt kommt. „Die letzten Tage waren, glaube ich, für alle Anwesenden ein bisschen ... ungewohnt. Die Stadt und ich haben entschieden, das große leerstehende Gebäude in der Marktstraße doch nicht für einen Hotelbau abzureißen, sondern zu einem Wohnort für obdachlose Menschen umzubauen.“ Jubel geht durch die Menge. Die Kinder können es kaum glauben. Sie haben tatsächlich etwas mit ihrer Aktion erreicht! Natürlich ist das noch weitaus nicht die Lösung für alle Probleme dort, doch es ist ein Anfang. Ein sehr guter Anfang, um genau zu sein.



Geflickt und zugenäht

Dinara Kuantova

„Ich habe ein weiteres Stück entworfen! Was hältst du davon?“, fragte Annika stolz und hielt Henry ihr Blatt mit der Zeichnung hin. Es war ein buntes Tüllkleid, welches bis zu den Knien ging. „Es sieht sehr toll aus!“ Er war begeistert und applaudierte ihr. Annika und Henry trafen sich oft nach der Schule, um gemeinsam zu zeichnen. Aber sie zeichneten nicht einfach Landschaften oder Gesichter, sondern Kleidung. Die beiden träumten schon sehr lange davon, eines Tages erfolgreiche Modedesigner:innen zu werden und gemeinsam eine Modemarke zu führen.

Auf einmal kam Annika eine Idee: „Wie wäre es, wenn wir mal versuchen würden, die Kleidung, die wir zeichnen, zu nähen?“ Henry überlegte kurz und meinte dann: „Eigentlich ist es eine gute Idee“, wandte jedoch ein: „Aber Stoff ist so teuer.“ Annika fing an zu überlegen, dann fiel ihr etwas ein. „Ich habe viele alte Sachen zu Hause, die mir nicht mehr passen. Vielleicht könnten wir diese ja wieder verarbeiten?“ Diesmal war Henry sofort überzeugt. „Die Idee klingt super. Ich müsste auch noch alte Sachen haben.“ „Super! Dann treffen wir uns morgen um

die gleiche Uhrzeit bei mir,“ sagte Annika abschließend. Darauf verabschiedete sie sich bei Henry.

Wie besprochen trafen sie sich am nächsten Tag bei Annika. Beide hatten einen Haufen an Klamotten mitgebracht: Alte Pullis und Jeans, gestreifte Kleidung, gepunktete und schwarze, rote, blaue – einfach alles, was sie bei sich rumliegen hatten und nicht mehr trugen. Sie schnappten sich jeweils eine Nadel, Schere und Faden und fingen gleich damit an, die alte Kleidung zu zerschneiden und die verschiedenen Teile neu zusammenzunähen. Henrys Großvater hatte den beiden einmal gezeigt, wie man mit einer Nadel näht, weil er gesehen hatte, wie viel Spaß die beiden am Designen hatten. Die zwei Freund:innen hofften, dass dieses Wissen reichte, um ihre Kleidung zu nähen.

Anfangs schien es gut zu funktionieren, doch nach einiger Zeit meinte Henry dann: „Das geht so nicht. Der Faden hält die Stoffe nicht zusammen und es ist auch nicht gut genäht. Wenn ich mir meine eigenen Klamotten ansehe, sind die viel schöner zusammengenäht,“ auch Annika war dies bereits aufgefallen. Gemeinsam dachten sie über eine mögliche Lösung nach. „Unsere Klamotten sind so gut genäht, weil sie mit einer Nähmaschine genäht wurden. Wenn wir das per Hand machen, sieht es natürlich nicht so ordentlich aus, als wenn man mit einer Nähmaschine arbeitet“, überlegte Annika. „Aber wo sollen wir eine Nähmaschine herbekommen?“, fragte Henry. „Meine Oma hat früher gerne genäht, vielleicht steht ihre alte Nähmaschine noch auf unserem Dachboden“, antwortete Annika.

Sofort gingen sie zum Dachboden und durchsuchten diesen. Es war sehr dunkel, weil das Licht nicht funktionierte, weshalb

sie nicht wirklich viel erkennen konnten. Auf einmal ertönte ein Rumpeln: Henry war über eine Box gestolpert. Annika half ihm auf und gemeinsam suchten sie weiter nach der Nähmaschine. Nach einiger Zeit fanden sie sie dann tatsächlich in der hintersten Ecke. Sie war sehr staubig, weil sie seit Jahren nicht mehr in Gebrauch war. Gerade als sie wieder runtergehen wollten, fanden sie auf dem Boden noch ein altes Heft. Sie schlugen es auf und mussten staunen, es waren alte Zeichnungen und Notizen von Annikas Großmutter. Es erklärte, wie man am besten mit der Nähmaschine nähen konnte.

Gemeinsam trugen sie beides in Annikas Zimmer und entstaubten das Gerät. Danach versuchten sie, einige Stoffstücke zusammenzunähen. Anfangs fiel es ihnen etwas schwer, die Nähmaschine in Gang zu bekommen, weil sie schon sehr alt war. Da sie noch nie zuvor mit einem solchen Gerät gearbeitet hatten, mussten sie sich erst zurechtfinden, aber die Aufzeichnungen halfen ihnen und nach einigem Rattern setzte sich das Ding endlich in Bewegung! Begeistert spannte Annika den Stoff ein und ließ die Nadel in gleichmäßigem Tempo herabsausen. Fast erwischte die spitze Nadel ihre Hand, doch mit der Zeit bekam sie den Dreh heraus.



Und so nähten sie: Nach der Schule, am Wochenende. Und auch in den Pausen kannten sie kaum ein anderes Thema und sprachen über verschiedene Schnitte und Muster, Farben und Stoffe. Während sie am Anfang länger brauchten, konnten sie bereits nach wenigen Tagen und Wochen mehrere Kleidungsstücke herstellen.

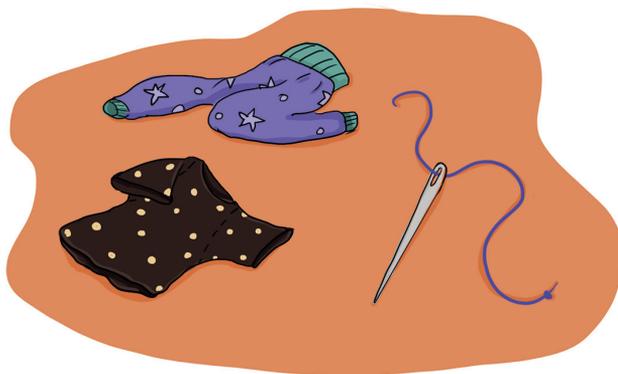
„Wie wäre es, wenn wir die Sachen verkaufen? Wir könnten einen Stand aufstellen“, sagte Henry voller Begeisterung, als sie sich eines Tages wie gewohnt nach der Schule trafen. „Die Idee klingt toll! Wir könnten ja Plakate basteln, um die Menschen darauf aufmerksam zu machen“, schlug Annika vor.

Gleich darauf machten sich die beiden Gedanken, wie sie die Plakate gestalten sollten. Ihnen kamen viele Ideen: Unter anderem wollten sie auch im Internet dafür werben, indem sie es z. B. auf ihren Instagram Stories posteten. Als sie am nächsten Morgen die vielen Aufrufe und Nachrichten sahen, freuten sich Annika und Henry riesig. Sie hätten nicht erwartet, dass so viele Menschen Interesse an ihrer Idee finden würden. Nach ein paar Tagen hatten sie viele weitere Kleidungsstücke produziert, wodurch sie sich endlich bereit fühlten, die Werbung zu verteilen. Sie hängten die meisten Plakate in ihrer Nachbarschaft auf und auch ihren Klassenkamerad:innen gaben sie welche.

Als der Tag dann endlich gekommen war, freuten die beiden sich riesig. An ihrem kleinen Stand warteten sie auf die ersten Kund:innen. Nach einer halben Stunde war es dann soweit: Es kamen zwei Personen, die Gefallen an ihren Kreationen fanden und auch wirklich welche kauften! Sie entschieden sich sogar für Annikas Lieblingsstück: ein Top in Regenbogenfarben, auf

das sie sehr stolz war. Auch den Rest des Tages kamen ab und zu Kund:innen vorbei. Erschöpft aber glücklich räumten sie am Abend die restlichen Sachen zusammen – und es waren wirklich nicht mehr viele. Schnell wurde aus ihrem Stand ein richtiger Flohmarkt, der von nun an jeden Samstag um 11 Uhr stattfinden sollte. Auch eine Schneiderei in ihrer Straße wurde auf die beiden aufmerksam und bat ihnen eine Zusammenarbeit an, auf welche die beiden mit größter Freude eingingen.

Mit der Zeit sprach sich der Flohmarkt auch außerhalb der Stadt rum, weshalb die beiden weitere Social Media accounts erstellten, über welche sie die Ware verkaufen konnten. Die Anzahl ihrer Kund:innen wurde immer größer, manchmal bekamen sie sogar konkrete Aufträge und die Menschen gaben ihnen alte Klamotten, die sie zur Produktion ihrer Ware nutzen konnten. Die beiden hatten großen Spaß an ihrem neuen Hobby gefunden und sie kreierten auch in Zukunft viele Kleidungsstücke.





Der rollende Suchtrupp

Tina Eichner

Jedes Jahr in den Sommerferien fuhr Eve mit ihrer Familie in den Urlaub. Meistens gingen sie in der Umgebung paddeln oder wandern, oder wie in jenem Fall auf eine Fahrradtour. Sie packten alles, was sie für drei Wochen brauchten, in Fahrradtaschen und befestigten diese sorgfältig an ihren Rädern. Meistens kam sich Eve dann wie eine Schnecke vor, die ihr Häuschen mitnahm. Mit Zelt, Schlafsack und Isomatte kam nämlich einiges zusammen, weshalb sie langsam und gemächlich durch die Landschaft rollten. Eve mochte das besonders gerne, das langsame Reisen, denn auf diese Weise konnte sie erstaunlich viele schöne Tiere und Pflanzen beobachten.

Dieses Mal wollte sie mit ihrer Familie einen Teil des berühmten Berlin-Kopenhagen Radweges fahren. Die Strecke war nämlich besonders schön, führte durch Naturschutzgebiete und vorbei an kristallklaren Badeseen. Einer von Eves liebsten Campingspots war der an der Müritz – einem See, der so groß war, dass man glauben konnte, man sei am Meer. Hier gab's mehrere Strände, die im Sommer gut besucht waren, so wie auch an jenem heißen Julitag. Es war bereits Nachmittag, die Sonne

stand tief und kündigte langsam den hereinbrechenden Abend an, als die Eisverkäuferin zur letzten Verkaufsrunde läutete. „Eve – hast du auch so Lust auf ein Eis?“, fragte Eves Schwester Cieke mit großen Augen. „Auf jeden Fall! Mama, Papa, dürfen wir noch ein Eis essen?“ „Na gut, aber nicht, dass ihr nachher keinen Hunger mehr habt beim Abendessen“, antwortete ihr Papa lächelnd und gab Eve seine Geldbörse. Und weg waren sie, auf der Zielgeraden zum nächsten Eis.

An der Schlange angekommen, reihten sie sich ein und träumten schon von der Auswahl der vielen bunten Sorten, als ihnen plötzlich ein kleiner Junge auffiel. Er saß ganz allein auf einem Baumstamm und weinte. „Oh nein, er sieht so traurig aus. Komm, wir fragen mal, ob wir ihm helfen können“, schlug Eve vor und so liefen sie zu ihm, auch wenn das hieß, dass sie ihren Platz in der Schlange aufgeben mussten. „Hallo, ich heiße Eve und das ist meine Schwester Cieke. Wir haben gesehen, dass es dir nicht so gut geht und wollten fragen, ob wir dir vielleicht irgendwie helfen können?“ Der kleine Junge sah die beiden Schwestern mit seinen verquollenen Augen an und konnte sich nun gar nicht mehr halten, Tränen liefen ihm über sein kleines Gesicht. „Dürfen wir uns zu dir setzen?“, fragte Eve vorsichtig und der kleine Junge nickte. „Mein, mein ... mein kleiner Dackel Umut ist weggelaufen“, antwortete der Junge stotternd. Beide schauten sich an und wussten sofort, was zu tun war. „Wir können ihn zusammen suchen gehen“, schlug Cieke vor.

„Das Problem ist, dass wir ihn ganz neu haben und er noch nicht weiß, wo wir wohnen. Er ist schon seit einer Stunde nicht mehr zu finden und hat bestimmt schon Hunger“, erklärte Halil, der kleine Junge mit heiserer Stimme. „Halil, wir finden



ihn bestimmt! Wir sind mit dem Fahrrad hier, du könntest dich einfach auf meinen Gepäckträger setzen und wir fahren die Gegend hier ab. Was hältst du davon?“, schlug Eve vor. Halil versuchte zu lächeln, doch es gelang ihm nicht richtig. Trotzdem nickte er und sah schon ein bisschen hoffnungsvoller aus.

Also rannten Eve und Cieke los, holten ihre Räder und kehrten anschließend mit ihnen zurück zu Halil. Das Eis hatten sie mittlerweile komplett vergessen. Ihren Eltern riefen sie im Vorbeilaufen noch kurz zu: „Wir sind gleich wieder da, wir nehmen das Handy mit!“, damit sie sich nicht so viele Sorgen machten. Halil nahm auf Eves Gepäckträger Platz und umklammerte fest ihren Bauch – schon rollte der Suchtrupp los. „Wo hast du ihn verloren?“, rief Eve beim Fahren nach hinten zu Halil. Halil deutete auf die Strandpromenade, wo sich einige Essensstände und Tourist:innen tummelten. „Alles klar, da fangen wir an. Cieke, hier geht’s lang.“ Voller Kraft trat Eve in die Pedale. Schnell nahmen sie an Fahrt auf und merkten, dass die letzten Tage mit Gepäck fahren das perfekte Training hierfür waren.

sie ihr die Geldbörse zuwarf. „Alles klar, ich glaube, ich weiß, was du vorhast“, sagte Cieke grinsend. Gesagt, getan – wenige Augenblicke später kehrte sie mit dem aufgespießten Würstchen zurück.

„Zeit zu angeln“, sagte sie zuversichtlich und hielt das Würstchen in Richtung Umut, der nach wenigen Sekunden begann, den Würstchenduft zu schnüffeln. „Wenn du möchtest, kannst du uns zeigen, wo du wohnst, dann fahren wir dich und Umut nach Hause.“ Halil grinste über beide Ohren und deutete auf eine Straße, die in Richtung Innenstadt führte. Umut, wie in Trance, lief sabbernd auf das Würstchen zu. Doch bevor er einen ersten Bissen nehmen konnte, setzte sich Cieke mit dem Stöckchen langsam in Bewegung. „Es funktioniert!“, jubelte Eve lauthals, als sie sah, dass Umut dem Würstchen folgte. „Jetzt links abbiegen und dann die Straße runter ... das gelbe Haus ganz am Ende ist unseres“, navigierte Halil die Schwestern.

Als sie am Haus angekommen waren, schauten bereits Halils besorgte Eltern aus dem Fenster. Die Tür öffnete sich und Halils Mama lief erleichtert auf ihren Sohn zu, der mittlerweile selbst den Stock mit dem Würstchen in der Hand hielt, dicht gefolgt vom Ausreißer Umut. Halil begann schon wieder zu weinen, dieses Mal aber vor Freude, was auch Eve und Cieke überglücklich machte. Halil erklärte seiner Mama, was passiert war. Noch bevor er das Haus erreichte, drehte er sich plötzlich um und rannte zurück zu Eve und Cieke. Er umarmte die beiden voller Dankbarkeit und sagte: „Ihr kanntet mich gar nicht und trotzdem habt ihr mir geholfen. Ich weiß gar nicht, wie ich euch danken soll ...“ „Gern geschehen! Wenn du magst, können wir ja morgen zusammen ein Eis essen gehen“, sagten

die Schwestern fast gleichzeitig, verabschiedeten sich von ihren beiden neuen Freund:innen und fuhren langsam zurück in Richtung Strand, wo Mama und Papa bereits warteten. Die Eisverkäuferin war inzwischen nicht mehr da, dafür aber ein warmes Gefühl im Bauch, denn sie freuten sich sehr darüber, dass sie Halil und Umut helfen konnten.



Gefangen im Müll

Ava Shelley Nachtwey

An diesem warmen Tag rauscht das Meer in der Ferne und der matschige Sand kühlt ihre Füße, als Helene und ihr Bruder Jamaal am Strand entlanggehen. Gerade erblicken sie die Böschungen, an denen sich kleine Vögel vor der Hitze hinter den Gräsern verstecken. Ein Blick in die Ferne und man sieht die Möwen im Kreis über dem Wasser fliegen. Es ist gerade Ebbe, also können die beiden dort, wo vorher das Wasser kniehoch gewesen war, entlanglaufen. Der nasse Sand bleibt so an den Füßen kleben, dass sie nur sehr schwer vorankommen. Mühsam setzen die beiden einen Fuß vor den anderen und achten darauf, ja nicht steckenzubleiben oder auf spitze Muscheln zu treten. Möwen kreischen über ihnen und fliegen weiter in Richtung Meer.

Doch plötzlich hören sie ein lautes „Rooaaahhh“, dass die vertrauten Strandgeräusche durchbricht. Die beiden Kinder gucken sich erschrocken an. „H-hast du das auch gehört?“, fragt Jamaal Helene etwas ängstlich. Als sich die beiden umschaun, entdeckt Helene in der Ferne einen großen Haufen. „Dort! Sieh mal, Jamaal“, sagt sie und zeigt auf einen großen Berg in Richtung des Wassers. Die beiden gehen zu dem Haufen, der sich



beim Näherkommen als großer Müllberg entpuppt. Jetzt, da Ebbe ist, steht er völlig frei. Die kleinen Muscheln und Steine im Sand piksen an den Füßen, aber die Kinder gehen geschickt um sie herum,

direkt zu dem Gebilde hin. Endlich am Haufen angekommen, wirkt die Ladung an Abfall noch monströser. Er türmt sich tiefend am ganzen Strand auf, sodass fast kein Sand mehr zu sehen ist. Ein bisschen Seetang hängt zwischen den weggeworfenen Gegenständen fest und auch Plastiktüten flattern im Wind. Auf einmal hören sie ein erneutes „Roahr“, aber dieses Mal klingt es ganz nah! Helene und Jamaal gehen sofort um den Berg herum. Es liegt so viel Müll auf dem Sand, dass sie aufpassen müssen, sich nicht zu verletzen. Trotzdem merkt Helene, wie ihre Füße schmerzen. Hinter dem Berg entdecken sie erst nur ein Fahrrad, aber dann sehen sie die Ursache für das Geräusch.

„Eine Robbe!“, rufen Helene und Jamaal gleichzeitig verdutzt. Die graue Robbe dreht ruckartig ihren Kopf zu den Kindern und guckt sie mit ihren dunklen Kulleraugen verängstigt an, so, als hätte sie sie verstanden. Aus Reflex strampelt sie wild um sich, doch damit verheddert sie sich nur weiter. Die Robbe ist in einem Fischernetz verfangen, welches im Müllberg und an einem Fahrrad festhängt. „Oooh nein, die arme Robbe hat es nicht mehr ins Wasser geschafft“, sagt Helene mitgenommen mit Blick auf das gefangene Tier. Jamaal schaut genauso

erschrocken und traurig: „Wir müssen ihr unbedingt helfen, Helene!“ Diese nickt entschlossen und einverstanden und grübelt schon, wie sie die Robbe befreien können.

Schnell beginnen die Kinder, die Knoten in den Seilen zu lösen. Doch es ist schwerer als gedacht, weil die Seile schon so alt und modrig sind. Den Kindern fallen die Stricke immer aus der Hand und die Robbe, die hin und her strampelt, macht es noch viel schwerer als es eh schon ist. Aber sie geben trotzdem nicht auf.



Nach ein paar Minuten fällt Helene auf, dass sie kaum voran gekommen sind und dass das Wasser schon fast bei ihnen ist – die Flut kommt. Das laute Rauschen des Wassers beunruhigt beide. Sie krepeln ihre Hosen hoch, damit diese nicht nass werden und machen sich direkt wieder daran, die Robbe zu befreien, die jetzt schon ruhiger daliegt als zuvor. Die pralle Sonne brennt so hell hinab, dass die beiden ordentlich ins Schwitzen kommen, aber sie dürfen jetzt nicht aufhören, sonst wird die Robbe ertrinken! „Wir kommen so nicht schnell genug voran“, sagt Helene außer Atem. „Ja, du hast recht ... diese Knoten sind schon so alt, die bekommt man kaum auf“, antwortet Jamaal einsichtig. Da hat Helene die Idee, nach etwas Spitzem zu suchen, was die Seile durchtrennen kann und ihnen einige Arbeit ersparen könnte. Sie wühlt im Müllberg umher, der sich im steigenden Wasser langsam in alle Richtung zerstreut. Doch erfolglos, nur Plastiktüten, alte Verpackungen und unnötiges Zeug – und auch die Glasscherben sind durch das Salzwasser schon viel zu stumpf. „Jamaal, ich finde hier nichts!“, ruft

Helene ihrem Bruder zu. Dieser wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht: „Warte, wir haben doch einen Rucksack mitgenommen! Vielleicht ist dort dein Taschenmesser drin ...“, antwortet Jamaal erschöpft. *Jaa, natürlich!*, denkt Helene. *Aber wo ist bloß der Rucksack?*

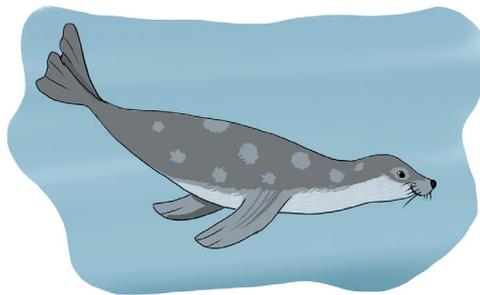
„Na toll, der Rucksack ist am Strand!“, ruft Helene genervt und verzweifelt. Sie muss den Rucksack schnell holen, ihnen bleibt nicht mehr viel Zeit, bis die Robbe endgültig unter Wasser ist. Sie bewegt sich kaum noch und versucht, den Kopf über Wasser zu halten. Helene läuft so schnell wie möglich durchs Wasser, rennen kann sie nicht wirklich, sonst rutscht sie aus und fällt hin. Ihre Füße sind schon blutig von dem Müll und den Muscheln, aber das ist Helene egal. Sie muss die Robbe retten!

Am Strand angekommen schnappt sie sich den Rucksack und kramt nach dem Taschenmesser. „Wo bist du nur, Taschenmesser?“, murmelt sie eilig vor sich hin. Getränke, Essen, ein Fernrohr, ein Handtuch – doch dort hinten in einem kleinen Fach sieht sie etwas Metallisches aufblitzen! Sie krallt sich das Taschenmesser und eilt so schnell wie sie kann zu der Robbe zurück. Dort wartet Jamaal schon ungeduldig auf sie und winkt ihr eilig zu. „Schnell, beeil dich!“, ruft er. Und Helene rennt – um das Leben der Robbe. Diese ist schon unter Wasser und bewegt sich kaum, da ihr die Kraft dazu ausgegangen ist. Angekommen gibt Helene erschöpft Jamaal das Messer und dieser zerzt doll am Netz. Zack, ratsch, zack. Es ist durchtrennt! Der Körper der Robbe ist jetzt frei, aber ihr Hals hängt unter Wasser an diesem alten braunen rostigen Fahrrad fest. Die Zeit läuft ihnen davon.

Jamaal versucht, die Robbe festzuhalten und Helene versucht ihrerseits, das Stück Metall am Hals abzubrechen. Doch unter

Wasser ist es noch stabiler als über Wasser und sie kann auch nicht so viel Kraft aufwenden wie sonst. Helene und Jamaal wechseln sich ab und nun zieht Helene immer stärker an dem Stück Metall und – zack, endlich löst das Metall sich. Helene ist durch den Schwung fast nach hinten gekippt. Die beiden Kinder gucken zur Robbe, die langsam wieder zu sich kommt und ihre Flossen hin und her bewegt. Mit einem Platsch kommt sie an die Wasseroberfläche und schwimmt erschöpft und sehr langsam Richtung Ufer, um sich auszuruhen. Die Kinder tun es ihr nach, waten müde und mit letzter Kraft durch das halbhohe Wasser an Land und lassen sich dort in den lauwarmen Sand fallen. Die Robbe liegt wenige Meter neben ihnen und schaut sie mit großen Augen an. Ein paar Minuten liegen sie einfach nur da, gucken sich an und versuchen, wieder zu Kräften zu kommen. Dann robbt das Tier langsam voran und macht sich wieder auf den Weg zurück ins Meer. So schwimmt sie in die Ferne hinaus, wo das Meer rauscht, und die Kinder sind erleichtert, dass sie der Robbe helfen konnten.

Nun bemerken sie auch, dass es kühler wird. Helene und Jamaal gucken sich an, helfen sich gegenseitig aus dem Sand auf und machen sich müde, aber auch mächtig stolz und zufrieden auf den Heimweg.





Schlaflos im Stall

Milana und Dinara Kuantova

Leyla verabschiedete sich noch von ihrer Lieblingsziege Merlin und ging los. Sie freute sich schon so auf die Geburtstagsparty bei ihrer Freundin. So schwang sie sich auf ihr Fahrrad und fuhr los.

Als sie ein paar Stunden später wieder nach Hause kam, sah sie, wie ihre Eltern mit wütenden Gesichtsausdrücken vor dem Tor ihrer Lieblingsziege standen. Gleich überkamen Leyla jede Menge Sorgen. „Was ist passiert?“, rief sie ihren Eltern zu. „Jemand hat vergessen das Tor zu schließen und jetzt ist Merlin weggelaufen“, antwortete ihre Mutter. Leyla war geschockt, als sie das hörte. Sie hatte in all der Eile wohl vergessen das Tor abzuschließen. „Ich muss das vorhin vollkommen vergessen haben. Jetzt ist Merlin meinetwegen weg“, sagte sie mit zittriger Stimme. Leyla konnte ihren Eltern ansehen, dass sie enttäuscht von ihr waren. Sie hatte große Angst um Merlin und ihr gingen viele Gedanken durch den Kopf. *Was, wenn ihm etwas passiert? Das könnte ich mir nie verzeihen.*

„Wir müssen ihn suchen!“, sagte sie nun etwas entschlossener. Sie warteten nicht lange und gemeinsam mit ihren Eltern machte Leyla sich auf die Suche nach Merlin. Zuerst schauten

sie sich in der Umgebung am Stall und am Haus um, wie auf der großen Wiese nebenan. Da sie ihn dort aber nirgends fanden, fragten sie beim einzigen Bauernhof in ihrer Nähe nach, ob sie die Ziege gesehen hatten. Der Bauer meinte dann: „Ich habe vorhin eine Ziege am Waldrand beim Fressen beobachtet, jedoch war ich mir nicht sicher, wem sie gehört.“

Gleich darauf fuhr Leyla mit ihren Eltern, dankbar über diese Information, zum Wald und tatsächlich: Merlin fraß dort seelenruhig am Waldesrand Gras. Sofort lief Leyla auf ihn zu und umarmte ihn. „Merlin, dir geht es gut!“, rief sie voller Freude und Erleichterung. Daraufhin nahmen sie die Ziege wieder mit sich zum Hof. Den restlichen Nachmittag verbrachte Leyla noch bei Merlin, da es angefangen hatte zu gewittern und sie nicht wollte, dass Merlin Angst hatte – schließlich war der Tag schon aufregend genug gewesen.

Gerade als sie den Stall verlassen wollte, fiel ihr auf, dass Merlin anders als sonst aussah. Er wirkte sehr müde und erschöpft und irgendwie schlapp. Das war sehr ungewöhnlich für ihn. Sonst war er immer voller Freude und Energie und spielte mit Leyla. Sofort lief diese zu ihrer Mutter und sagte: „Mama, irgendwie scheint es Merlin nicht so gut zu gehen. Ich mache mir Sorgen, dass er krank sein könnte.“ „Ich werde ihn mir mal angucken“, gab ihre Mutter zurück und folgte ihr zum Stall. Mittlerweile hatte sich Merlin hingelegt. „Es scheint, als wäre er wirklich krank. Ich glaube, wir sollten die Tierärztin anrufen“, meinte ihre Mutter, nachdem sie sich Merlin etwas genauer angeguckt hatte. Nach dem Anruf warteten sie gemeinsam auf die Ärztin.

Nach 20 Minuten erhielten sie einen Anruf von ihr. „Es tut mir leid, aber ich weiß nicht, wann ich ankommen werde. Aufgrund des Gewitters ist ein Baum umgekippt und blockiert die Autobahn“, sagte die Ärztin. Leyla überkam wieder die Angst.

Was, wenn Merlin eine schlimme Krankheit hatte? Er lag ihr sehr am Herzen, weil sie zusammen aufgewachsen waren und schon so viel zusammen erlebt hatten. Sie fing an nachzudenken, was sie für Merlin tun könnte, dann sagte sie: „Ich könnte heute Nacht hier im Stall schlafen, damit ich Merlin besser beobachten kann“, schlug sie vor. „Bist du dir sicher? Laut Wetterbericht soll es noch die ganze Nacht stürmen. Das könnte etwas gruselig werden“, zweifelte ihre Mutter das Vorhaben etwas besorgt an. „Ja, ich bin mir ganz sicher“, sagte Leyla entschlossen. Daraufhin rannte sie schnell ins Haus, um sich einen Schlafsack zu holen. Sie richtete sich eine gemütliche Ecke im Stall ein. Eine ganze Zeit lang saß sie einfach so da und beobachtete Merlin, der immer noch auf dem Boden lag, und streichelte ihn.



Aber auf einmal, wie aus dem Nichts, stand er auf und starrte sie zunächst an. Dann wurde er grundlos wütend und fing an, durch den Stall zu laufen und um sich zu treten. Leyla fürchtete sich vor ihm, denn so hatte sie ihn noch nie zuvor erlebt. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Am liebsten würde sie ihre Eltern rufen, aber Merlin tobte vor dem Tor und versperrte ihr den Ausgang. Sie versuchte, ruhig auf ihn einzureden, aber er ließ sich nicht bändigen. Gerade, als Leyla ihn streicheln wollte, trat er ihr gegen die Schulter. Sie taumelte zurück und fiel um. Vor Schmerz verzog sie ihr Gesicht. Spätestens jetzt stand fest, dass sie ihre Eltern holen musste. Gerade als Merlin sich etwas vom Tor entfernt hatte, nutzte sie die Chance und rannte aus dem Stall. Beim Zimmer ihrer Eltern angekommen, rief sie: „Mama, Papa, Merlin ist vollkommen außer Kontrolle geraten. Ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist, aber er tritt um sich und lässt sich nicht beruhigen!“

Ohne zu zögern folgten ihre Eltern ihr zum Stall. Die Lage hatte sich zwar schon etwas beruhigt, aber Merlin war immer noch aufgebracht. Mit großer Anstrengung versuchten Leylas Eltern, die Ziege zu beruhigen und nach einiger Zeit schafften sie das auch.

Ihre Mutter sagte dann abgekämpft: „Ich habe darüber nachgedacht und es könnte sein, dass Merlin etwas Giftiges gefressen hat. Ich habe daraufhin den Bauern angerufen und er meinte, dass zwei seiner Tiere sich auch so verhalten. Als ich mich genauer dazu im Internet informierte, habe ich gelesen, dass Schädlingsbekämpfungsmittel aus der Landwirtschaft nicht nur bei Schädlingen, sondern in rauen Mengen auch bei größeren Tieren zu Vergiftungen führen können. Es ist also möglich, dass Merlin beim Grasensuchen zu viele Gifte zu sich genommen hat. Das würde jedenfalls erklären, warum er sich so komisch

verhält. Aber mach dir keine Sorgen. Ich habe auch gelesen, dass es nicht tödlich ist und dass diese Symptome nach einigen Stunden wieder verschwinden. Jedoch sollten wir ihn, sobald der Sturm vorbei ist, trotzdem nochmal von der Ärztin untersuchen lassen.“

Leyla war erleichtert, als sie hörte, was ihre Mutter sagte. Das hieß nämlich, Merlin würde es bald wieder besser gehen. Etwas beruhigt ging sie wieder zu ihrem Schlafsack. Auch wenn sie wusste, was mit Merlin war, wollte sie trotzdem noch die restliche Nacht bei ihm verbringen. Mama und Papa gesellten sich ebenfalls zu den beiden und gemeinsam verbrachten sie die Nacht bei Leylas Lieblingsziege.



Weg zum Frieden

Ridina und Rawan Alhussain

Als Reems Mutter an diesem Morgen ins Kinderzimmer kommt, zieht sie überrascht die Augenbrauen hoch. „Oh, du bist schon wach und sogar bereit zu gehen! Was ist denn heute anders?“ Reem muss lachen. Normalerweise versucht sie wirklich, bis zur allerletzten Minute im Bett zu bleiben. „Heute haben wir ein Projekt mit der Kunstlehrerin. Am Anfang werden wir lernen, wie man die Farben kombiniert und dann werden wir an die Wände unseres Klassenzimmers zeichnen. Und weil meine Lehrerin von einigen meiner Zeichnungen so beeindruckt ist, hat sie mir die größte Fläche zum Malen gegeben. Ich freue mich schon total darauf.“ Reems Mutter umarmt sie und küsst liebevoll ihre Stirn, „Wie schön! Ich hoffe, du genießt deinen Tag. Und sei vorsichtig!“ Reem nickt, greift ihre Tasche mit den Skizzen für das Wandbild und geht eilig zur Tür hinaus.

Auf dem Weg zur Schule spürt sie ihre Freude auf das Kunstprojekt und gleichzeitig, wie jeden Tag, hat sie Angst. Sie lebt in Damaskus in Syrien und hier herrscht Krieg. So begegnen ihr auf der Straße nicht einfach Leute auf ihrem alltäglichen Arbeitsweg, sondern Angst und Tod. Reem muss schnell laufen,

also rennt sie. Sie muss die zerstörten Häuser überqueren, also klettert sie durch das Geröll. Sie muss der Gefahr entkommen, also läuft sie versteckt im Schatten der Häuser. Und wie jedes Mal fragt sie sich, warum sie das überhaupt tut: *Warum soll ich mein Leben riskieren, um zur Schule zu gehen? Will ich so tun, als würde ich ein normales Leben führen? Oder ist es mir egal, wenn die nächste Kugel mich trifft? Es ist so schwer, in dieser Zeit des Krieges ein bisschen Glück zu finden.*



Doch heute ist Reems Begeisterung für das Kunstprojekt stärker als ihre Verzweiflung. In der Schule angekommen, mischt sie enthusiastisch die passenden Farben und beginnt mit dem Wandbild. Reem spricht nicht viel. Lieber drückt sie Gedanken und Gefühle in Bildern aus. Ihr Pinsel spricht für sie. Sie bemalt die Fläche direkt neben dem Fenster und wünscht sich, sie könnte Landschaften anstelle ihres zerstörten Landes sehen. Aber ihre Phantasie zeigt ihr immer etwas, das schön ist. Ihre Phantasie ist ihre Flucht aus der hässlichen Realität. Sie blickt aus dem Fenster, doch da zerspringt urplötzlich das Bild ihrer Vorstellung, denn eine Gruppe bewaffneter Männer stürmt den Hof der Schule. Reems Pinsel fällt auf den Boden. Die Lehrerin spürt, dass etwas nicht stimmt, läuft zum Fenster und erstarrt ebenso wie ihre Schülerin.

Die bewaffneten Männer laufen zum Eingang. Der Lehrerin ist klar, dass sie die Schule besetzen wollen, weil das große Gebäude gut geeignet ist, um von hier aus weitere Teile der Stadt einzunehmen. Außerdem hoffen sie wohl, dass die Soldaten der Regierung nicht so hart gegen sie kämpfen, solange noch Kinder in der Schule sind. Aber die Regierungssoldaten sind ihnen gefolgt und bringen sich jetzt auf dem Schulhof in Position.

Und während Reem vor Angst noch wie gelähmt ist, fallen die ersten Schüsse zwischen den beiden Gruppen. Die Kinder beginnen zu schreien und zu weinen. Die Lehrerin bricht fast zusammen, denn sie weiß, die Kugeln treffen zu oft auch die Unschuldigen.

Reem steht immer noch nah am Fenster, die Augen offen, ohne zu blinzeln. Sie schreit nicht. Ihr Aufschrei explodiert in ihrem Inneren und findet kein Gehör und kein Herz, um das Gewicht ihres Unglücks und ihrer Angst zu teilen. Da durchbohrt eine blitzschnelle Kugel dicht neben ihr das Fenster und reißt Reem aus der Erstarrung. Sie sieht noch, wie die letzten Kinder in Panik aus dem Klassenzimmer rennen, dann schnappt sie ihre Tasche mit den Entwürfen und folgt ihnen. Die Mädchen und Jungen sammeln sich im hinteren Teil im Erdgeschoss der Schule und der Schulleiter bittet alle darum, Ruhe zu bewahren. „Bleibt alle hier und bewegt euch nicht von eurem Platz, bis sich die Situation beruhigt!“ Dicht aneinandergedrängt hocken die Kinder auf dem Fußboden, umarmen sich, halten sich fest. Sie hören die Gewehrschüsse auf dem Hof und im Gebäude. Und noch viel mehr, denn in der ganzen Stadt fallen Schüsse und Bomben. Ein paar haben Handys dabei und reichen sie rum, damit alle ihre Familie informieren können. Reem holt die Skizzen aus ihrer Tasche, schaut auf die friedvolle Landschaft, die sie gezeichnet hat, und träumt sich in ihr Bild hinein. Nur weg von hier. Sie weiß nicht, ob eine halbe Stunde oder zwei vergangen sind, aber irgendwann wird es draußen ruhig und die stellvertretende Schulleiterin sagt: „Sobald ihr eure Familie seht, die kommt, um euch abzuholen, meldet euch bitte bei mir ab.“ So verschwinden nach



und nach die Kinder mit ihren Familien durch die Hintertür. Reem ist eine der letzten, die mit der Lehrerin auf dem Schulflur sitzt und wartet. Geduldig bemalt sie die Rückseiten ihrer Zeichnungen – Geduld und Phantasie, das sind die beiden Schmuggler, die ihr helfen, sich vor Wahnsinn und Angst zu verstecken.

Aber es hilft nichts. Ihre Geduld reicht nicht aus. Sie will nur noch zu ihrer Mutter. Doch die ist Ärztin und es ist unmöglich für sie, aus dem Krankenhaus rauszukommen, weil sie die Verwundeten behandeln muss. Also ruft Reem kurzerhand der Lehrerin zu, ein Verwandter sei jetzt da, und rennt los, bevor die noch etwas antworten kann. Die Schule und die Straßen sind ein Schlachtfeld – Scherben und Trümmer. Und noch immer hört sie Schüsse und Schreie. Es ist, als würden all die Dinge, denen sie entkommen will, mit ihr rennen, hinter ihr und vor ihr, als würde sie ohne Sicherheit im Kreis laufen.

Doch in Richtung Krankenhaus wird der Lärm der Gefechte wieder stärker und es bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich einen Unterschlupf zu suchen. Sie rennt auf ein Haus zu, das aussieht, als würde es bald zusammenfallen, so sehr ist es schon von Kugeln durchsiebt, aber es ist das einzige, hinter dessen Fenster Reem noch Bewegungen sehen kann. Panisch klopft sie an die Tür und die Stimme eines jungen Mannes antwortet ihr voller Misstrauen: „Wer ist da?“ „Ich heiße Reem, ich wollte zu meiner Mutter, doch die Gefahr hat zugenommen und ich weiß nicht mehr, wohin. Ich brauche eine Zuflucht!“ Es ist die Stimme eines Kindes, eines Mädchens voller Angst und sofort öffnet sich die Tür. „Komm schnell rein.“ Der junge Mann heißt Adham, er winkt sie mit sich in die Küche und stellt ihr eine Tasse Tee hin. Zitternd nimmt sie die Tasse, atmet den wohltuenden Duft ein und will ihm gerade ihre Situation

erklären, als plötzlich jemand heftig an die Tür klopft: „Öffne die Tür, schnell!“ Reem fährt vor Schreck zusammen und greift instinktiv nach Adhams Hand. Er sieht sie beruhigend an: „Alles okay. Das sind meine Schwester und Mutter.“



Wenig später sitzen sie zu viert in der kleinen Küche und Reem hat ihnen alles erzählt. Adhams Schwester Yara legt sanft den Arm um das Mädchen: „Ich arbeite auch im Al Nour-Krankenhaus. Wie heißt denn deine Mutter?“ Sofort sprudelt es aus Reem heraus: „Sie heißt Maryam. Kennen Sie meine Mutter? Könnten Sie im Krankenhaus anrufen? Ich hab‘ kein Telefon und kann ihr nicht mal sagen, wo ich bin. Bitte!“ Yara streichelt ihre Schulter: „Ja, ich kenne deine Mutter. Ich schreibe gleich einem Kollegen von ihr, er soll ihr Bescheid geben. Und wenn die Kämpfe hier aufhören, werde ich dich zu ihr bringen. Hab keine Angst.“

Doch sie hat ihren Satz noch nicht beendet, da klopft es erneut an der Tür. Anders diesmal, brutal und wütend. Adham deutet allen, leise zu sein und sich nicht zu rühren. Es vergehen nur ein paar Sekunden, dann treten vier Männer in Regierungsuniformen die Tür ein, sehen sich kurz um und ergreifen Adham, der sich schützend vor die anderen gestellt hatte. Aber die Regierungssoldaten wollen nichts von den Frauen, sie wollen Adham. Dass syrische Soldaten willkürlich Jungen und Männer festnehmen, wissen die Menschen, aber niemand weiß, was mit

ihnen geschieht, ob sie ins Gefängnis kommen, oder ob sie zum Arbeiten oder zum Kämpfen gezwungen werden. Die Familien wissen nur, dass die meisten für immer und ohne Spur aus ihrem Leben verschwinden.

Adham wehrt sich, doch drei Männer prügeln auf ihn ein, während der vierte die beiden Frauen mit einem Gewehr bedroht, bis sie Adham halb bewusstlos aus der Tür schleifen. Keiner achtet auf das kleine Mädchen, das zusammengekauert in der Ecke zittert. Reem hat diese Szene schon einmal erlebt, als sie vor drei Jahren ihren Vater mitgenommen haben. Die Erinnerung daran hatte sie ganz tief in sich vergraben, doch nun strömen die Bilder mit aller Wucht wieder auf sie ein. Ihr ganzer Körper bebt. Sie kann es nicht länger ertragen. Sie ist zu jung, um diesen enormen Druck auszuhalten. Also malt sie – Bilder von ihrem Vater, von Angst und Krieg und von dem Frieden, den sie sich so sehr wünscht.





Das laute Schweigen

Theresia Michael

Das ist ja ein schönes Bild, dachte sich Sarai und klickte „like“. Ein Kommentar konnte auch nicht schaden, also schrieb sie darunter, wie sehr es ihr gefiel. Auf dem selbst gemalten Bild waren mehrere verschiedene Gesichter zu sehen, die den Anschein hatten zu verschmelzen. Sarai liebte es, sich Kunst anzugucken. Doch dann riss ein Stöhnen sie aus ihren Gedanken. Schnell schaute sie sich im Bus um. Ein paar Sitze hinter ihr saß ein Mensch in älteren Sachen mit einem Schlafsack in der Hand. Ein Mann, neben diesem Menschen sitzend, stöhnte und hielt sich die Nase zu. *Wie gemein*, dachte sich Sarai und wandte sich zögerlich wieder ihrem Handy zu. Dort konnte sie überrascht feststellen, dass ihr jemand auf Instagram geschrieben hatte. Es war die Person, dessen Bild sie geliked und kommentiert hatte! Ein Mädchen namens Reem. Aufgeregt las sie sich die Nachricht durch. *Hey, danke, dass dir mein Bild so gefällt. Malst du auch?*

Sarai malte sogar sehr gerne. Die restliche Busfahrt verging wie im Flug. Denn Sarai schrieb noch viel mit Reem und anschließend hatte Reem sie sogar zu einer Gruppe hinzugefügt, in der Menschen von verschiedenen Orten waren, die sich über Reems Bilder kennengelernt hatten.

Als sie ausgestiegen war, trat Sarai geradewegs ihren Weg nach Hause an. Beim Gehen sah sie auf der anderen Straßenseite ein paar Kinder, die sich über ein anderes lustig machten. Bei diesem Anblick lief sie gleich etwas schneller. Sie hasste sowas! *Warum sind nur alle Menschen so gemein zueinander? Erst der Vorfall im Bus und jetzt auch noch das!* Ohne weiter darüber nachzudenken, zückte sie ihr Handy und schrieb ihre Gedanken in die Gruppe.

Warum sind Menschen so gemein zueinander? Wäre das Leben nicht viel schöner, würden einige Menschen versuchen, netter zu sein? Ich habe es so satt, diese Gemeinheiten immer mit ansehen zu müssen. Ich finde, ein bisschen mehr Frieden könnten wir alle gut vertragen.

Irgendwo musste sie schließlich ihre Wut rauslassen. Sie konnte nur hoffen, dass die Menschen dort sie irgendwie verstehen würden. Als Sarai so darüber nachdachte, war ihr die Nachricht dann doch ziemlich unangenehm. In der Gruppe waren nur Menschen drin, die sie nicht kannte und sie war gerade erst neu dazugekommen! Was sollten sie jetzt über sie denken? Sarai seufzte. *Bsss bsss*, ihr Handy fing an zu vibrieren. *Das war bestimmt die Gruppe.*

Zuhause angekommen lief sie gleich in ihr Zimmer. Sie hatte den restlichen Weg ihr Handy ignoriert, aber langsam beruhigte sie sich. Sie atmete noch einmal tief durch und öffnete dann die Nachrichten.

Reem: Jaa, da hast du recht. Ich wohne im Krieg und bin jeden Tag von Angst erfüllt. Ich sehe so viel Leid und Schrecken.

Leyla: Das stimmt. Letztens ist sogar meine Lieblingsziege krank geworden, weil sie aus Versehen Schädlingsbekämpfungsmittel gefressen hat, die andere Menschen dort versprüht hatten.

Enni: Ich wusste ganz lange nicht, dass ein Mädchen auch ein

anderes Mädchen lieben kann.

Ferra: Ich finde auch, dass du Recht hast, aber man kann auch einiges tun, um zu zeigen, wie es anders geht. Ein paar Freund:innen von mir und ich haben zum Beispiel vor dem Rathaus gecamped und wir haben tatsächlich was erreicht!



Charlie: Ich bin mit meinen Freund:innen auch mal campen gewesen, so ein Rathaus-Campen war bestimmt richtig cool, warum habt ihr es denn gemacht?

Ferra: Wir wollten, dass die Politiker:innen endlich was gegen die hohen Wohnkosten machen.

Jamaal: Ja, man kann manchmal wirklich was tun. Meine Schwester und ich zum Beispiel haben mal eine Robbe gerettet.

Sarah: Oh, cool, wovor musstet ihr sie denn retten?

Helene: Sie war im Müll verfangen.

Sarais Atem stockte. Sie wurde nicht ausgelacht – im Gegenteil, sie stimmten ihr alle zu! Aber darüber freuen konnte sie sich nicht so wirklich. *So viel Ungerechtigkeit auf dieser Welt.* Sie dachte lange darüber nach. *Vielleicht könnte ich ja auch was tun. Irgendwas, was alle Probleme eint. Irgendwas für den Frieden. Ein Protestcamp wie bei Ferra passt irgendwie nicht so recht. Das ist irgendwie zu aggressiv für meinen Zweck.* Dann aber kam ihr die Idee, man könnte einfach nur auf die Straße gehen und dort friedlich stehen. *Man sollte nicht lauthals für den Frieden schreien müssen, sondern einfach nur friedlich ein Zeichen setzen und das könnte man überall auf der Welt so machen.* Jetzt war Sarai in Fahrt, schnell schrieb sie Reem, ob sie ihr Bild mit den verschiedenen Gesichtern nutzen könnte, dieses nahm sie als Hintergrundbild und schrieb alle wichtigen Infos über den Protest darauf.

Nächste Woche Freitag 16.00 Uhr auf den Marktplätzen eures Ortes! Ein stiller Protest für den Frieden!

Dann postete sie diesen digitalen Flyer auf all ihren Social Media Plattformen. Sarai war stolz auf sich, bezweifelte aber, dass das überhaupt jemand lesen würde, außer ihren neuen Freund:innen.

Als sie morgens aufwachte, kamen die ganzen Sorgen wieder. *Den Aufruf hat eh niemand gesehen*, dachte Sarai sich. Sie machte ihr Handy an und ... ihr Herz machte einen Sprung! Sie konnte ihren Augen nicht trauen: Ihr Post hatte schon mehr als 11000 Aufrufe und es wurden immer mehr!

Aufgeregt lief Sarai durch die Straßen. Es war der Tag des Protestes. Ihr Herz raste. Sie kam dem Marktplatz immer näher. Sarai merkte, wie sie immer langsamer wurde. Doch dann ... schon von Weitem konnte sie eine große Menschenmasse erblicken. Einige hatten sogar Plakate dabei! Sie standen dort alle friedlich und unterhielten sich. Sarai konnte nicht glauben, was sie dort sah. Sie hätte sich nie vorstellen können, dass so viele Menschen kommen würden.

Später erfuhr sie, dass die Aktion auch in anderen Ländern erfolgreich war und unzählige Menschen auf die Straßen gegangen sind. Auf die Straßen gegangen, um für den Frieden zu kämpfen!



AUTORINNEN:

Unsere Autorinnen sind Spätaussiedlerinnen, haben Migrations- oder Fluchterfahrung. Die meisten Geschichten basieren auf wahren Begebenheiten.

Besonderen Dank an Ridina.



THERESIA MICHAEL

„Ich habe an diesem Projekt teilgenommen, weil ich möchte, dass diese Ziele den Bildungsinstitutionen näher gebracht werden und damit so viele Menschen wie möglich daraus lernen können. Dass die Kinder Spaß dabei haben, ist ein schöner Nebeneffekt und auch die beste Möglichkeit, das Wissen weiterzuvermitteln.“

AVA SHELLEY NACHTWEY

„Ich möchte mit diesen Geschichten meine Stimme teilen & den jüngeren Kindern zeigen dass auch wenn du auf Ungerechtigkeit triffst du etwas dagegen tun kannst! Zusammen werden wir die Welt zu etwas besseren machen.“



MILANA KUANTOVA

„Ich habe die Geschichten geschrieben, weil ich gerne neue Dinge ausprobieren und neue Dinge lernen. Außerdem finde ich, dass es eine schöne Art ist den Kindern die SDG Ziele auf diese Weise näher zu bringen.“

DINARA KUANTOVA

„Ich habe die Geschichten geschrieben, weil ich Spaß daran habe zu schreiben und es eine gute Möglichkeit war, Erfahrungen zu sammeln.“



RAWAN ALHUSSAIN

„Hallo, ich bin Rawan. Ich habe mich sehr gefreut die Geschichten schreiben zu können, da ich meine eigenen Erfahrungen mit einfließen lassen konnte und diese mit den jungen Leserinnen teilen darf. Ich wünsche euch viel Spaß beim Lesen.“

ANNA-CLARA KIND

„Ich habe mich dazu entschieden, bei den Kinderbüchern mitzuwirken, um den Leser:innen einen Impuls zum Nachdenken zu geben – zu verstehen und sich bewusst werden, welche Möglichkeiten es gibt, um die Welt zu einem besseren Ort zu machen.“



KLARA MICHAEL

„Ich habe mich dazu entschieden meine Geschichte zu schreiben, um unsere Welt ein bisschen schöner zu gestalten und sie ins Gute zu verändern.“

VIKTORIE RADOMERSKA

„Ich habe mich entschieden am Buch mitzuarbeiten, weil ich der neuen Generation helfen wollte die Probleme unserer Welt zu verstehen.“



TINA EICHNER

„Kinderbücher sind mehr als reine Unterhaltung, denn sie können den nächsten Generationen Werte wie Solidarität und Respekt vor allen Lebewesen vermitteln. Es war mir eine große Freude an diesem wundervollen Werk mitzuwirken und ein paar Zukunftsgeschichten zu schreiben.“

PAULA BECKA

Autorin der Geschichte aus „Das kleine SDGs Abenteuerbuch“
„Ich habe mir früher mehr diverse Geschichten gewünscht, und habe mich deshalb sehr gefreut, an den Geschichten in diesem Buch mitwirken zu können. Ich hoffe, dass Kinder sich in manchen der Figuren wiederentdecken.“



SAMANTHA FALK

Autorin der Geschichte aus „Das kleine SDGs Abenteuerbuch“
„Es hat Spaß gemacht die Welt durch Kinderaugen zu betrachten und so zu lernen, dass ein Perspektivenwechsel wichtig ist, um Probleme besser verstehen zu können.“

**Das Buch wurde durch den Preis:
„Kommune bewegt Welt 2020“ ermöglicht. Der Preis
wurde für herausragende kommunale Beispiele zu
Migration und Entwicklung an Tutmonde e.V. und die
Hansestadt Stralsund vergeben.**



Herausgeberin: Tutmonde e.V., Tribseer Damm 76, 18437 Stralsund,
Tel.: 00 49 173 877 65 65, E-mail: tutmonde@sdgs-mv.de, www.sdgs-mv.de
Verantwortlich: Jana Michael, Mina Schmidt, Jonas Wahmkow
Redaktion: Jana und Theresia Michael, Martina Becka, Mina Schmidt, Jonas Wahmkow
Beirat: Dagmar Kaselitz, Andrea Krönert, Claudia Kajatin, Evelyn Schönheit, Ulrike
Seemann Katz, Reem Alabali Radovan, Anja Schmuck, Sabine Lilienthal
Korrektur: Martina Becka, Lena Götte
Layout und Illustrationen: Gosia Dekundy
Druckerei: Wirmachendruck GmbH
Redaktionsschluss: 20.08.2021

Die Herausgeberin ist für den Inhalt alleine verantwortlich.
Das Buch wurde gedruckt auf Recyclingpapier.

**Die Ziele für Nachhaltige Entwicklung wurden 2015 von der
Generalversammlung der Vereinten Nationen beschlossen.
Die Mitgliedstaaten verpflichten sich, bis 2030 durch das Erreichen
von 17 konkreten Zielen das Leben aller Menschen auf dieser
Welt zu verbessern.**

Gefördert von der Stiftung Nord-Süd-Brücken
mit finanzieller Unterstützung des BMZ



9 INDUSTRIE, INNOVATION UND INFRASTRUKTUR



10 WENIGER UNGLEICHHEITEN



11 NACHHALTIGE STÄDTE UND GEMEINDEN



12 NACHHALTIGE/R KONSUM UND PRODUKTION



13 MASSNAHMEN ZUM KLIMASCHUTZ



14 LEBEN UNTER WASSER



15 LEBEN AN LAND



16 FRIEDEN, GERECHTIGKEIT UND STARKE INSTITUTIONEN



17 PARTNERSCHAFTEN ZUR ERREICHUNG DER ZIELE



Gewidmet allen mutigen Mädchen mit Migrations- und Fluchtgeschichte. Vor allem Tahera Ameer, die uns inspiriert hat.

